

IS



Von Schalom Asch ist im gleichen Verlage erschienen:
Der Gott der Rache. Drama. 3. Auflage.
Bilder aus dem Ghetto. Novellen. 2. Auflage.
Sabbatai Zewi. Tragödie.

LY
A 81235
vG

Das Städtchen

von

Schalom Asch



388416
21.1.41

S. Fischer, Verlag, Berlin
1909

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.



Inhalt

Die „Stube“	9
Das Häuschen an der Weichsel . .	29
Die Abrechnung	51
Der Rabbiner und der chassidische Wunderrabbi	77
Die Sommerabende	101
Auf halbem Wege	119
Freitag im Städtchen	143
Am Morgen	167
Der Monat Elul	181
Nach den Feiertagen	193
Drei Hochzeiten	205

Schmutzig und aufgeweicht ist der Weg, der in das „Städtchen“ führt. Es ist ein Vorfrühlingstag. Der Schnee schmilzt auf den Feldern, schwarze Flächen treten schon unter der Schneedecke hervor. Die Samen, die den ganzen Winter unter dem Schnee ruhten, sind weich geworden und treiben sprießende Wurzeln, die aus der Mutter Erde Nahrung saugen. An diesen schwarzen Flächen ist zu erkennen, daß der Leib der Mutter Erde gesegnet ist. Auf dem mit Linden bepflanzten Wege schreitet ein einsamer Wanderer mit dem Bündel auf dem Rücken und mit dem Stock in der Hand. Schwarze Krähen fliegen über den Weg von Baum zu Baum und scharren mit ihren grauen Füßchen die langen Schneeschnürchen herunter, die auf den Zweigen liegen. Der Weg des Wanderers führt in das „Städtchen“. Wir wollen mit ihm gehen und, was wir da sehen und hören, in diesem Buche beschreiben.

Die „Stube“

Die Tür der „Stube“ ist den ganzen Tag und die ganze Nacht auf. Und wie in einem Gasthause herrscht hier ein beständiges Kommen und Gehen. Es ist Reb Jecheskil Gombiners „Stube“, aber sie ist zugleich eine Art „Stadtstube“, ein öffentlicher Ort, wo jeder Fremde hereinkommen und sich hinsetzen darf, ohne gefragt zu werden, was er da zu suchen hat. Hier sind alle wie zu Hause. Wenn ein Hausvater am Morgen sein Heim verlassen hat, ohne etwas Warmes getrunken zu haben, geht er einfach mit Gebetbuch und Riemen in die Stube zu Reb Jecheskil hinüber und läßt sich von der Magd ein Glas Tee geben. Noch mehr ist die Stube besucht, wenn es zum Frühstück Roterübensuppe gibt. Im Winter, wenn der Frost knackt, kommt man einfach hin, um seine Glieder zu erwärmen. Und erst, wenn bei Frau Malkele der berühmte „Knoblauchbarschtsch“ gekocht wird! Es hat nichts auf sich, in der Stube sich bewirten zu lassen, es ist schon so Sitte, ein Teller Suppe ist da wie anderswo ein Glas Wasser. Ist eine Hausfrau zu faul, ihren Herd zu heizen, so nimmt sie den Topf und trägt ihn in Malkeles Küche hinüber. In Malkeles Küche sind sämtliche Stadttöpfe zu finden. Und wenn die Hausfrauen ihre Töpfe verwechseln — was für ein Lärm entsteht da!

Wenn ein Bursche sich im Hause verkracht, hält er sich in Reb Jecheskils Stallungen auf. Er braucht nicht zu sorgen, denn Schwarz- und Weißbrot werden bei Reb Jecheskil nicht eingeschlossen — alles

findet sich in der Küche und steht einem zur Verfügung. Butter und Rettige sind stets im Keller vorrätig, der Kellerschlüssel hängt in der Küche bei der Köchin Jente, die ein braves Mädchen ist. Sonst wird ihr tüchtig heimgezahlt — denn Reb Jecheskil selbst erlaubt es.

Die Nacht hat das Städtchen unter ihren Schutz genommen und die ganze Welt eingehüllt. In der Stille ertönt hin und wieder Rädergerassel und Hufstampfen vor dem Hause, aus dessen Fensterläden ein Lichtschein dringt. Schwere Schritte dröhnen im Flur. Die Ankömmlinge sind schon in diesem Hause bekannt. Sie finden sofort die Klinke, machen die Tür auf und treten ein.

In der breiten, geräumigen Stube sieht es auf den ersten Blick aus, als wäre sie menschenleer, und nur voll von Schatten. Die große Winterlampe, die einer Großmutter mit einer breiten Schürze gleicht, brennt einsam zwischen den Schatten, die an den Wänden herumhuschen. Die Eintretenden sind in weite, lange Schuppenpelze gehüllt, deren Kragen bis zur Mitte des Rückens reichen und am Halse mit roten, breiten Schals umbunden sind. In den dunklen Falten dieser Pelze verbirgt sich noch das Geheimnis der Nacht, dass sie von draußen mitgebracht haben. Auf dem Kopfe tragen sie Mützen, die bis über die Ohren hinabreichen. Kragen und Mützen sind von Reif bedeckt, der in der Stubenwärme schmilzt, heruntertropft und auf dem Boden feuchte Spuren hinterläßt.

Die Männer treten zum Ofen hin, der in einem Winkel der Stube steht. Der Ofen sendet ihnen seine Glut entgegen, so daß sie nicht nahe herankommen können. Die Wärme umfängt sie. Sie legen ihre Pelze ab und bleiben in den schweren, rot umgürteten Mänteln stehen. Dann erst werden ihre Bärte sichtbar: graue und dunkle, kurze und lange. Die Jüngeren überlassen den Älteren die Plätze am Ofen, werfen sich auf die Bänke, auf den Tisch und versinken in Schlaf. Die Alten sitzen schweigend am Ofen, und nur hier und da wendet sich einer von ihnen mit einer geschäftlichen Frage an den Nachbar, der ihm erst nach einer langen Pause antwortet.

Die Dämmerung beginnt schon durch die Fenster wie durch graue Brillen hereinzuschauen; es ist, als wenn man ein paar Tonnen Licht in das dunkle Nachtmeer gegossen hätte, wodurch die Finsternis nur ein wenig grauer gefärbt wurde. Von irgendwoher ertönt das langgezogene Ki-ke-ri-ki eines erwachten Hahnes.

Wagenräder rasseln auf den Steinen daher und verstummen in der Ferne. Die Nacht schaut immer heller durch die Fenster herein, als wären immer neue Tonnen Licht in die Finsternis gegossen worden.

In der anstoßenden Stube vernimmt man Bewegung, Schritte, Wasserplätschern. Jetzt ertönt drin eine Stimme, die in weinerlichem Tonfall Psalmen rezitiert. Bald gesellt sich ein keckes Stimmchen dazu, das rasch vorwärts eilt und die andere Stimme

zu übertönen sucht. Die alte, ernste Stimme weicht der jungen aus und klagt in die Welt hinaus: „Warum toben die Heiden?“

Die Männer, die in der Stube am Ofen eingeschlummert sind, erwachen von der Stimme der Thora und reiben sich die Augen. Sie befeuchten ihre Hände mit dem Tau an den Fensterscheiben und ziehen ihre kleinen Gebetbücher aus der Tasche. Schon antwortet einer mit scharfem, halb-litauischem Akzent: „Warum toben die Heiden?“ Es ist, als ob die Stimmen einander begrüßten: „Friede sei mit Euch.“ Noch bevor man einander gesehen...

In der Küche wird Holz zerkleinert, Eier werden aufgebrochen, fortwährend geht die Tür, Leute erscheinen, liefern irgend etwas ab und gehen ihrer Wege. Aus einer entfernter liegenden Stube dringt das Weinen eines Kindes... Und alle die Stimmen fließen ineinander. Das traurige Psalmodieren des Alten, der kecke, hohe Talmudgesang des Knaben, das Knistern des Feuers und das Klappern der Magd — sie grüßen einander und sagen dem neugeborenen Tag „Guten Morgen“.

In der Stube ist es schon fast hell. Auf dem Tische liegen Pelze, Röcke und Schals aufgestapelt. Ein langer Kerl schläft auf dem Sofa, seine Füße starren in die Luft.

Die Türen und Tore stehen bereits auf, und es herrscht ein lebhaftes Treiben. Männer, alte und junge, mit langen und kurzen Bärten, gehen ein

und aus. Man reicht einander die Hände, bietet sich den alten Gruß: „Friede sei mit Euch“ und ist schon nach ein paar Augenblicken in das Geschäft vertieft. Man redet und zankt sich, beantwortet manche Fragen gar nicht, und manche viel zu ausführlich. Bald faßt der eine den andern unter und führt ihn in eine Ecke, wo er ihm etwas ins Ohr flüstert. Ein zweiter steht am Tisch, hält das Gebetbuch in der Hand und wirft zu den beiden Flüsternden lauernde Blicke hinüber; dann faßt er gleichfalls jemanden unter den Arm und geht mit ihm in eine andere Ecke, wie um zu zeigen, daß auch er ein Geheimnis besitze.

Inzwischen wird noch einer wach, legt Gebetstuch und Riemen an und wendet sich der Wand zu, um zu beten. Gleich kommt ihm ein zweiter in die Quere, der ebenfalls zu beten anfängt. Zwei Männer rechnen mit Kreide auf dem Tisch, der eine wischt mit den Fingern aus, was der andere aufschreibt. In einer Ecke stehen zwei andere Männer; einer von ihnen, ein gelbbärtiger, mit einem runden Bäuchlein, zählt dem andern Geld auf den Tisch, als spräche er ein frommes Gebet: „74, 75, 76“ — als wollte er sagen: „Sieh, was Geld bedeutet!“ Die Tür geht auf, und ein einäugiger, rotbärtiger Mann tritt ein und schimpft ohne weiteres auf den Gelbbärtigen los: „Du roter Hund, du gibst 250? Bist du verrückt?“ Der Gelbe fährt ruhig im Geldzählen fort: „101, 102 ...“ „Was machst du mit meinem Geld?“ schreit der Rothaarige.

Kaum aber hat der Gelbe seinem Partner die paar Gulden ausgehändigt, so stecken schon der „Rote“ und der „Gelbe“ in einer Ecke zusammen und flüstern friedlich.

Auf dem Tische liegen Häufchen Weizen und Roggen in roten Taschentüchern — Getreideproben. Jeder Hereinkommende ergreift ein paar Körner, betrachtet sie ernst, wirft sie in den Mund und erkundigt sich nach dem Preise. Er bekommt keine Antwort, zerbeißt die Körnchen und runzelt die Stirn, wie wenn er die Antwort erraten wollte.

Diese „Stube“ ist gleichsam die Stadtbörse. Kleine Händler, die hier das Getreide bei den Bauern aufkaufen, verkaufen es an Reb Jecheskil. In der „Stube“ werden alle Geschäfte erledigt, nicht nur die, welche zu Reb Jecheskils Handel Beziehung haben, sondern auch alle anderen. Hierher kommt jeder, der sich überhaupt um Geschäfte kümmert; macht ein junger Mann, den seine Schwiegereltern nicht mehr beköstigen wollen, seine ersten Schritte auf dem Gebiete des Handels, so geht er in die „Stube“. Sie ist das, was das Bethaus für den Talmudstudierenden ist, sozusagen eine höhere Schule des Handels.

Neben der Stube befindet sich noch ein Stübchen für Reb Jecheskil selbst, das sogenannte „Kabinet“. Am viereckigen Schreibtisch sitzt in einem bequemen Großvaterstuhl Reb Jecheskil. Es ist ein kleines, wohlbeleibtes Männchen mit einem runden, weißen Bart. Mit einer Hand hält er die Brille auf

der Nase fest; das eine Brillenglas fällt ihm jeden Augenblick herunter, und Reb Jecheskil hebt es wieder auf, putzt es mit seinem Tuch und setzt es wieder ein, während er seinen Gehilfen Reb Tuwia ausfragt. Reb Tuwia ist ein hochgewachsener Mann mit ausgetrocknetem Gesicht. Er antwortet eilig, als wollte er beteuern: „Alles ist in Ordnung, alles ist in Ordnung!“

Reb Jecheskil, in einen weiten Schlafrock eingehüllt, mit einer viereckigen Kappe auf dem Kopf, hört, ein Stückchen Brot mit den Fingern knetend, Reb Tuwia zu und ist abwechselnd verstimmt und wieder heiter. Er macht die Schublade auf, nimmt ein Papier heraus und sagt zu Reb Tuwia: „Wolf muß nach Danzig schreiben, daß der erste Transport verladen ist.“

Die Tür geht auf, und ein Kopf wird sichtbar, der ein „Guten Morgen“ hören läßt; dann verschwindet der Kopf wieder, und statt dessen tritt ein großer Bauer in hohen, schmutzigen Schaftstiefeln herein, die sichtbare Spuren auf dem Boden hinterlassen. Sein Gesicht ist rot und erhitzt, Schweißtropfen rinnen von seinem feuchten Haar; ohne ein Wort zu sprechen, knöpft er seinen Mantel und seine Weste auf und holt einen Brief hervor, den er Reb Jecheskil überreicht.

Während Reb Jecheskil mit dem Lesen beschäftigt ist, wendet sich Reb Tuwia zu dem Bauern. Er spricht auf ihn ein; doch der Bauer antwortet nicht: er sieht auf Reb Jecheskil und scheint auf etwas zu warten.

„Laß den Wagen anspannen, ich fahre nach Trisk.“

„Ich hab' gleich damals abgeraten, das Holz mit dem Wasser zu schicken. Zwei Wochen vor den Feiertagen, wer weiß, was da alles passieren kann, wenn die ersten Fröste tüchtig einsetzen...“ sagt Reb Tuwia, der sofort begreift, um was es sich handelt, zu Reb Jecheskil mit einer Art sanften Vorwurfs.

„Was sollte ich machen, die Hölzer mußte ich doch liefern; die Flöße waren fest zusammengebunden, die Stricke stark, das Wetter schön. Wer konnte das voraussehen? Was ist zu machen? Es war wohl vom Himmel bestimmt, daß die Weichsel noch vor Chanuka*) einfriert.“

„Man muß Antek Sokolski mitnehmen — auf dem Boden liegen einige Ballen Stricke — auch Haken muß man mitnehmen,“ rät Reb Tuwia.

„Man schreibt mir, das Eis fange an sich zu rühren — gebe Gott, daß die Schollen nicht zu groß sind; mir scheint aber, Trisk ist ein stiller Ort, es ist keine starke Strömung da, und wir können mit Gottes Hilfe, wenn das Eis nicht mit einem Male bricht, vielleicht noch die Hölzer retten,“ sagt schließlich Reb Jecheskil.

„Geb's Gott!“

„Man muß nach Gombin zweihundert Rubel schicken, und Bezalel muß zu Reb Abram Plozker,

*) Makkabäerfest.

um in Schemeniez einzukaufen. Ich fürchte, daß die Schemeniezer alle Schafe aufkaufen werden. Man darf nichts außer acht lassen.“

Im Gespräch gehen die beiden in die andere Stube. Die meisten Leute sind draußen in dem Speicher, wo das Getreide abgewogen wird. In der Stube sitzen nur die Fremden, die bei Nacht mit Getreide angekommen sind, und zwei Männer aus dem Städtchen; einer von ihnen, ein Mann in einer „nicht jüdischen“ Mütze, weißem reinen Kragen und kurzem Rock, mit einem Stöckchen in der Hand, ist „Kosek“, der Gutsbesitzerfaktor. Ein Gutsbesitzer hat ihn aus einer Konditorei zu Reb Jecheskil geschickt — bei jedem zweiten Wort erwähnt er den Gutsbesitzer und die Konditorei. Der zweite der Männer ist Reb Chazkil Epstein, ein Chassid, ein verarmter Kaufmann. Er ist nur wegen des Namens „Epstein“ Makler geworden, weil dieser Name zum Geschäft paßt. Er trägt einen fleckigen, abgetragenen Kammgarnrock, der noch den ehemaligen Glanz der Wohlhabenheit nicht ganz verloren hat.

Reb Jecheskil begrüßt die Anwesenden, indem er jedem die Hand reicht und „Friede sei mit Euch“ zu ihm sagt. Bevor sie noch ein paar Worte miteinander wechseln, drängt er sie zum Waschbecken hin, damit sie sich die Hände waschen und zu Tisch gehen. In die Stube tritt eine starke, hochgewachsene Frau mit Brillantohrringen. Der Schlüsselbund klappert an ihrem Gürtel und kündigt schon im voraus ihr Kommen an. Sie bedeckt den beschriebenen Tisch

mit einem weißen, reinen Tischtuch und fordert die Männer mit sicherer Hausfrauenstimme zum Essen auf.

Die Gäste lassen sich zum Waschbecken hinschieben. Als der letzte kommt der Makler Epstein an die Reihe. Malkele stellt Brot auf den Tisch, und alle setzen sich herum. Aus der Küche dringt der Duft von gerösteten Zwiebeln und der Dampf der Roterübensuppe, der an Ostern erinnert und den Appetit reizt. Epstein sitzt bei Tisch, wie einer von den Fremden und macht Witze. Der Makler „Kosek“ sitzt in der Ecke auf einer Stuhllehne und dreht seinen Schnurrbart. Er sitzt so, daß man ganz nach Belieben annehmen kann, er sitzt, oder er sitzt nicht. Er sieht Epstein von oben herab an. Die Magd scheint irrtümlicherweise zu glauben, daß er gleichfalls bei Tische sitzt, und stellt auch für ihn einen Teller hin. Und er fängt ebenfalls irrtümlicherweise an zu essen, aber so, daß man je nach Belieben annehmen kann: entweder, daß er ißt, oder daß er nur kostet...

Im Hofe herrscht jetzt ein ganz anderes Leben. Noch ist es Winter, aber schon lächelt der Frühling vom Himmel herab, von allen vier Enden der Welt. Der fest gefrorene Schnee, der im Laufe des Winters zur zweiten Erdkruste geworden, schmilzt und zerrinnt zu Wasser. Die leuchtenden Kinder der Sonne, die Strahlen, tanzen über die schmutzigen Lachen hin. Im Hofe flattern die Tauben über den

Köpfen der Leute hin und her, lassen sich zur Erde nieder, erhaschen ein paar Haferkörner und fliegen wieder davon, die weißen Flügel weit ausbreitend, froh über den gelungenen Raub. Auf dem Hofe ist Hafer verstreut, Spreuhaufen liegen überall umher. . . Hühner tummeln sich, picken die Körner auf und laufen jedem zwischen die Beine. . . Neben dem Stalle liegt in seiner Hütte Burek an der Kette — der große, zottige Hofhund. Er steckt seinen dicken Kopf heraus, als ob er auf Befehle wartete. Eine Ziege mit gewundenen Hörnern und ein unansehnlicher Schafbock haben sich zusammengetan und plündern die mitten auf dem Hofe stehende Heufuhre.

Auf der anderen Seite des Hofes liegen, halb in Schnee versunken, Bretter und Balken. Knaben klettern darauf herum, bis zum Getreidespeicher. Das Tor des Speichers steht offen, vor dem Tor ist eine große Wage aufgestellt. Ein Arbeiter legt Gewichte auf die Wage, und der Schreiber, ein junger Mann in Pelzjacke mit Pelzkragen, hält ein Notizbuch in der Hand, in das er die Gewichte einträgt. Durch das offene Hoftor kommt eine Fuhre nach der andern gefahren. Man ladet Säcke ab, wiegt sie und trägt sie in den Speicher.

Notte, der Pferdeknecht, ein hochgewachsener Mann aus der „Garde“ Reb Jecheskils, mit dunklem, sonnenverbranntem Gesicht und zwei hellen großen Augen, führt zwei mächtige Falben aus dem Stalle. Einer der Gäule hat auf der Stirn einen runden,

schwarzen Fleck, der sich von dem Graubraun wie ein schwarzes Auge abhebt. Die Mähnen beider Pferde sind sorgfältig gestriegelt und in Zöpfe geflochten. Die Tiere sind die Lieblinge Reb Jecheskils. Sie verstehen ihn und wissen immer, wenn es sich um eine eilige Fahrt handelt. Die Peitsche ist nur zur Parade da. Es ist noch nie vorgekommen, daß sie ihn nicht rechtzeitig zum Sabbath heimgefahren hätten. Sie hatten es gleichsam im Gefühl, wenn es sich um den Freitag handelte und sie nach Hause eilen mußten. Er konnte sich auf sie verlassen. Und hatten sie wieder einmal ihre Sache gut gemacht, dann streichelte er sie mit eigener Hand...

Man pflegte zu sagen, daß in Reb Jecheskils Pferden die Seelen seiner alten Schuldner steckten, deren Wechsel noch in seinem Geldschrank lagen: nicht eher würden sie Ruhe finden, bis sie ihre Schuld abgetragen hätten...

Notte trägt eine kurze Pelzjacke, hohe lederne Schaftstiefel und eine runde Soldatenpelzmütze, an der nur die Blechkokarde fehlt. Mit einem gewissen protzigen Stolze führt er seine Freunde an den Wagen und legt ihnen die messingbeschlagenen Kummerte mit dem neuen Geschirr an. Er befestigt die Riemen an der Deichsel und richtet den Wagensitz ein. Antek hat inzwischen die Stricke vom Boden geholt und samt den Haken im Wagen untergebracht. Auf dem Wege nach dem Stalle hat Notte einen Blick durchs Küchenfenster geworfen. Sein

Auge hat die Botschaft ausgerichtet, denn gleich darauf kam Jente, das Dienstmädchen, in den Stall. Das rote, gesunde Blut, das in ihren dicken, fleischigen Armen rann, strotzte förmlich durch die zerrissene Jacke. Die schwarzen Locken über ihrem jugendlich blühenden roten Gesicht, die schwarzen Augen mit den schwarzen, scharf gezeichneten Brauen redeten eine heiße, feurige Sprache. Flink ist sie Notte in den Stall nachgeeilt, und ohne ein Wort zu sprechen, reicht sie ihm ein halbes gekochtes Huhn, das sie unter ihrer Jacke verborgen hatte.

Notte nimmt es, als wenn es ihm einfach zukäme.

Sie wartet noch...

Und er weiß, worauf...

Und weil sie es will, will er's gerade nicht. Sie hebt einen Strohalm vom Boden auf und wendet sich zum Gehen.

Jetzt will er. Er faßt sie und drückt sie fest in seine Arme; die Peitsche unter der Achsel festhaltend, preßt er ihr einen derben Kuß auf die Backe.

„Nanu! Scher dich! Wirst mich ja doch nicht heiraten,“ sagt sie zu ihm, das Gesicht wegwendend.

„Geh schon! Die Frau kommt! Mach rasch!“ sagt Notte und schiebt sie zur Tür hinaus.

Sie erschrickt und fährt auf, aber bald überzeugt sie sich, daß er geflunkert hat, und bleibt an der Schwelle stehn.

„Arme und Beine sollst du dir unterwegs brechen,“ sagt sie und läuft mit einem schelmischen Lachen davon.

„So 'ne Hündin!“ ruft Notte ihr nach.

Das Schreiberlein an der Wage bemerkt, wie Jente aus dem Stalle läuft, und hetzt den Hund auf sie.

„Das Hundebiest, wie es ihr nachsetzt!“

Jente streckt den beiden die Zunge heraus und verschwindet in der Küchentür.

Ein Knall von Nottes Peitsche, und das Knarren der Räder vermeldet, daß der Wagen vorgefahren ist. Aus dem Hause werden Pakete und Packetchen nach dem Wagen gebracht. Reb Jecheskil reist gern bequem. Er erscheint in einem weiten, langen Schuppenpelz in der Tür. Sein Wintermantel mit den weiten Ärmeln wird auf den Sitz gelegt — weil der Frost nachgelassen hat und die Sonne vom heitern Himmel lacht. Ihm folgt Malkele, seine Frau, mit einem Segensspruch auf den Lippen, und eine Schar von kleinen und großen Kindern, einige mit Talmudfolianten unter dem Arm, die sie nach dem Frühstück zur Schule mitnehmen. Die kleineren halten Buttersemmeln in der Hand, und die allerkleinsten werden vom Schulhelfer in die Schule gedrängt. Die Kinder aber, alle in Pelze gekleidet, stehen um den Wagen herum:

„Großväterchen! Großväterchen! Glückliche Reise!“

„Bleibt gesund und lernt fleißig!“ Er reicht einigen der Kinder die Hand, zieht aus der Hosentasche seine große Börse und verteilt die Abschiedsgroschen.

Im Fenster erscheint zwischen den gestickten Gardinen ein jugendliches Mädchengesicht: ein edles Profil, eine leicht gerötete Wange und eine schwarze, seidenweiche Locke, von einem blauen Bande zusammengehalten. Graziös winkt sie dem Vater aus der Ferne zu:

„Glückliche Reise, Väterchen!“

Reb Jecheskil steigt in den Wagen. Vom Sitz aus spricht er noch ein paar Worte mit Reb Tuwia, seinem Faktotum, verabschiedet sich von diesem und winkt noch einmal Malkele zu: „Bleib gesund! Bleib gesund!“ Dann zu dem strahlenden Mädchenantlitz gewandt:

„Bleib gesund, Leale!“

Und zuletzt zu den Enkelkindern am Wagen: „Daß ihr mir ja recht fleißig lernt!“

In einer Ecke des Hofes steht Jente. Sie hat die Arme über der Brust gekreuzt und blickt zu Notte hin, wie er in der kurzen Pelzjacke und der kecken Mütze so stramm und sicher auf dem Bock sitzt und ihr zuwinkt. Er hält die Zügel in der Hand, bereit, in die Welt hinauszujagen mit seinen Freunden, den Pferden, die ungeduldig den Boden stampfen.

Jente lächelt.

Nottes Peitschenknall grüßt sie zum Abschied: „Bleib gesund, Jente!“

Die keuchenden Gäule jagen davon, durch die in der Morgenstille ruhig daliegenden Gäßchen. Nottes Soldatenmütze verschwindet aus dem Gesichtskreis.

In Reb Jecheskils „Stube“ herrscht jetzt Stille. Die Leute haben ihre Geschäfte beendet. Die Fremden, die bei Nacht angelangt waren, haben ihre Ware verkauft, die Wagen angespannt und den Platz für die in der nächsten Nacht ankommenden Kaufleute freigemacht. Das große Sofa präsentiert sich jetzt mit all seinen Vertiefungen und Erhöhungen. Der lange Tisch inmitten der „Stube“ ist mit Kreide beschrieben, und ebenso der schwarze Ofen, der hohe Schrank und sämtliche Stühle und Bänke, die über und über mit Rechenexemplaren bedeckt sind. Die Rechnungen auf Möbeln und Wänden nehmen sich aus wie die Waffen, die fliehende Soldaten auf dem Schlachtfelde zurückgelassen haben. Und diese Rechnungen scheinen sich anzusehen, miteinander zu zanken und sich gegenseitig die Augen auszustechen...

Zwei behäbige kleine Männlein in jüngeren Jahren treten ein — es sind zwei Vettern Reb Jecheskils, Chazkil und Beril. Ein gemeinsamer Zug um Nase und Mund kennzeichnet sie als Brüder. Sie haben von jeher in Kost und Wohnung bei ihren Schwiegereltern gelebt, und auch jetzt sind sie darüber noch nicht hinaus, aber sie tummeln sich schon in der „Stube“. Sie gehören zur Familie. Sie kommen nach dem Frühstück, um sich bis zum Mittag auf das Sofa zu legen. Beide zugleich, wie es sich für Brüder schickt, strecken sie sich auf dem Sofa aus, nachdem sie ihre Mäntel abgelegt und geschickt in Kopfkissen umgewandelt haben. Zuerst haben sie sich

schweigend, als ob ihnen die Worte zu schade wären, auf dem Sofa geschubst und gestoßen. Jeder wollte die Lehne für sich haben. Aber so, wie sie sich ohne Worte gezankt haben, haben sie auch ohne Worte Frieden geschlossen. Der eine bekam die Lehne, während der andere sich's zu seinen Füßen bequem machte.

Chazkil, der ältere Bruder, kraut sich behend mit den Fingern in dem rötlichen Bärtchen und starrt auf eine der Rechnungen, die ihm gerade vor den Augen steht.

„7 mal 38 — wieviel ist das, Beril? Hm?“

Beril antwortet ihm nur durch ein Schnaufen mit der Nase. Chazkil überlegt ein Weilchen, dreht sich dann zur Wand um und beginnt, wie wenn er an Beril Vergeltung üben wollte, gleichfalls zu schnaufen.

Das Häuschen an der Weichsel

Einsam für sich allein steht ein Häuschen im Tal, am Ufer der Weichsel, zwischen zwei hohen Bergen, die weit in die Welt hinausragen. Es ist Winter. Gottes Welt ist tief in Schnee gebettet. Wie ein in Leichentücher gehüllter alter Bürgersmann liegt unser Häuschen am Ufer und starrt auf seinen Nachbar, den zugefrorenen Fluß — bis der Fluß wieder zu neuem Leben erwacht. Jetzt ist er tot, in Eis erstarrt und mit einem weißen Bahrtuch bedeckt. Raben tummeln sich auf seiner Oberfläche und durchlöchern die glatte Decke. Bisweilen überschreitet ein Mensch den Fluß. Seine Füße versinken in dem tiefen, weißen Schnee. Die Berge zu beiden Seiten des Häuschens sehen wie zwei mächtige Adlerfittiche aus, oder wie zwei gefrorene Wolken.

An dem Bergrücken empor ziehen sich niedrige, schneebedeckte Bäumchen hin. Eins dieser Bäumchen, ganz in Schnee gehüllt, ist bis auf die Spitze des Berges hinaufgeklettert — es steht dort oben ganz einsam und blickt ringsum in die weiße Schneewelt... Am Ufer des Flusses, unterhalb des Berges, steht eine Reihe schneebedeckter Bäume, wie weiße Wächter, die die mächtige Leiche des Flusses behüten...

In dem Häuschen wohnt seit Jahren eine Familie, die ganz für sich allein, nur im Verkehr mit ihrem Nachbar, dem Flusse, lebt.

Es heißt jetzt „das Haus Chaims, des Fährmanns“, wie es vor dreißig Jahren „das Haus Moi-

ches, des Fährmanns“ hieß, und wie es in zwanzig Jahren vielleicht „das Haus Davids, des Fährmanns“ heißen wird. Nur der Name wechselt mit den Jahren, das Häuschen selbst, der Fluß und das Beiwort „der Fährmann“ bleiben unverändert. Der jetzige Fährmann, Chaim, ist ein Mann von fünfzig Jahren, hager und hochgewachsen. Das Gesicht ist langgezogen, ebenso der weiße Bart und die hohe, gefurchte Stirn. Er ist ein Kind des Wassers, am Wasser aufgewachsen, und vielleicht auch dazu bestimmt, im Wasser sein Grab zu finden — oder, wenn nicht im Wasser selbst, so doch in der Nähe des Wassers. Dann wird eine Überschwemmung kommen, wird ihn herauspülen aus seinem Grabe und bis nach Danzig mitnehmen, wie es seinem Vater und seinem Großvater geschehen ist... Ist es nicht schließlich gleich, ob die Gebeine sich mit der Erde oder mit dem Wasser vereinigen? Die Erde ist tot, sie schweigt und bleibt immer auf demselben Fleck; das Wasser fließt, es eilt in die Welt hinaus, es lebt wenigstens... Verwandt mit dem Wasser ist er schon lange: das Wasser braucht alljährlich einen Menschen, und sein Mojschele ist längst mit dem Wasser eins geworden. Wenn der Fährmann am Sabbat Nachmittag am Ufer schlummert und das Rauschen der Wellen sein Ohr trifft, dann ist es ihm, als wenn Mojschele mit seinen Gespielen, den Wellen, herbeieilte, um ihn zu wecken.

Im Sommer hat Chaim seinen Unterhalt ganz vom Wasser. Die ganze Woche über liegt er in

seinem Boote auf dem Flusse, und sein Segel scheidet gleichsam den Himmel von seinem Spiegelbilde...

...Sabbat. Das Wasser ist fromm, es feiert die Sabbate und Festtage, es liegt ruhig da, und die eine Welle küßt die andere. Chaim und seine Frau sitzen vor der Tür, er liest „Poirek“, und sie liest in dem „Geschichtenbuch für Frauen“. Sie erzählen den Wellen von den Wundern Gottes, jede Welle erhascht ein Wort und eilt davon. Im Winter ist der Fluß mit Eis bedeckt, und das Häuschen ist verschneit, verschüttet von oben bis unten. Durch das mit Eisblumen bedeckte kleine Fenster starrt das Auge des Fährmanns nach seinem Genossen, dem Flusse, wie er so daliegt, ganz zugedeckt und eingefroren. Der Fährmann schaut und stöhnt. Sie sind beide eingefroren — der Fluß dort unter dem Eise, und er selbst in seinem Häuschen. Und wenn dann das Wasser die Decke zerreißt und wieder auflebt, steigt auch der Fährmann aus seinem winterlichen Grabe, freut sich mit seinem Genossen, der auferstanden ist von den Toten, und teert sein Boot aufs neue.

Nachtzeit. Ringsum ist's still. Der Himmel schaut liebevoll auf die Welt herab, wie ein Vater auf sein Hausgesinde. Die Felder sind mit Schnee bedeckt, und die Ufer liegen wie tote Riesen in ihren Leichentüchern da. Aus dem zugefrorenen Fensterchen des Fährmannshauses schimmert ein Lichtschein und dringt in die Welt hinaus. Irgendwo in der Ferne irrt ein Wanderer umher

und erblickt den Lichtstrahl, der ihn zu dem Häuschen führt, wo er Obdach für die Nacht findet.

Noch immer ist's Winter. Alles ringsum ist mit Schnee bedeckt, doch sieht der Herrgott schon aus der Höhe mit klaren Augen herab. Sonnenschein liegt schon über den winterlich grauen Wolken, und die Strahlen durchbohren die winterliche Decke. Auf den Höhen schmilzt der Schnee und bleibt klar und rein; kein Menschenfuß hat dort sein reines Weiß berührt; ganze Bäche geschmolzenen Schnees rieseln vom Berge herab, in den halb aufgetauten Fluß. Das Eis auf dem Flusse ist hell und durchsichtig, und das Wasser schaut wie durch eine klare Scheibe hindurch. Bisweilen schnellt ein Fisch empor, schlägt mit dem Schwanze gegen die Eisscheibe, wirft einen Blick auf Gottes freie Welt, und voll Jubel darüber, daß das Wasser, die große Mutter, die beengende Scheibe bald wegstoßen wird, taucht er tief unter in die Flut, um den Gefährten auf dem Grunde die freudige Nachricht zu bringen. Alles ringsum ist eins, wie wenn der Schnee es zusammengefügt und miteinander verschmolzen hätte. Alles so klar, so rein und hell — nur ein winziger schwarzer Fleck stört die Harmonie dieser weißen Schneewelt: das Häuschen, das dort einsam im Tale steht.

Chaims Frau geht mit dem Eimer zum Brunnen, der hinter dem Häuschen liegt. Plötzlich erblickt sie in der Ferne Reb Jecheskils Fuhrwerk. Sie erkannte sogleich die Pferde und klopfte ans Fenster.

„Chaim, der Kaufmann kommt!“ rief sie ihrem Manne zu.

„Sehr klug von ihm,“ antwortet Chaim, während er aus der Tür tritt. „Noch 'n paar Stunden, und er hätt' kein Stück Holz mehr vorgefunden.“

Und richtig: auf dem schwarzen Wegstreifen zwischen den weißen Feldern jagen die breiten Falben näher und näher heran. Bald hält Notte mit einem Peitschenknall vor der Tür. Die Gäule sind erhitzt und keuchen schwer. Reb Jecheskil steigt in seinem Schuppenpelz vom Wagen und fragt: „Nun, was machen meine Hölzerchen?“

„Wir haben getan, was wir konnten... Wir haben noch mal alles mit Brettern zusammengeklopft, mit Stricken gebunden und mit dicken Seilen am Ufer befestigt. Aber wer kann wissen? Versuch nur mit ihr zu spaßen,“ versetzte Chaim mit einer Handbewegung, die die Kraft seiner Weichsel andeuten sollte.

Chaim trat auf Reb Jecheskil zu und bot ihm die Hand zum Gruße. Mit gesenktem Kopfe betrat Reb Jecheskil das Stübchen. In dem kleinen, ruhigen Stübchen standen zwei hohe Betten. Bis fast zur Decke hinauf reichten die aufgestapelten Kissen, welche die Federn all der Gänse und Enten enthielten, die Chaims Frau jeden Freitag seit ihrer Hochzeit geschlachtet hatte. Es war die Aussteuer ihrer Geschwisterkinder, die sie vorbereitete. Aus dem kleinen Glasschrank in der Ecke guckten rote Äpfel hervor und verbreiteten in dem ländlichen

Stübchen einen angenehmen Duft. Reb Jecheskil nahm am Tische Platz. In seinem Ärger hatte er nicht einmal seinen Pelz abgelegt und blickte zum Fenster hinaus. Noch war es draußen still, nur ein leises Glucksen ließ sich in der Ferne vernehmen. Das bedeutet nichts Gutes. „Herr im Himmel!“ rang es sich leise nach Gewohnheit aus Reb Jecheskils Brust hervor.

Notte betrat das Stübchen und suchte etwas an der Tür. Chaims Frau hatte sich wegen des Holzhackens mit ihm gezankt. Bald knistert in der Küche ein Feuer, an dem ein Suppe für den Kaufmann gekocht wird. Die Frau sieht vom Herd aus, daß der Kaufmann am Tische ein nachdenkliches Gesicht macht, und sie beginnt ihn zu trösten.

„Macht Euch wegen der Ware keine Sorgen, Kaufmann! Gott wird helfen und Eure Ware vor dem Wasser retten.“

Reb Jecheskil wandte den Kopf nach der Frau um. Sie, eine Frau, tröstet ihn! Er schämt sich vor sich selbst und geht auf den Hof hinaus.

„Führt mich zu den Hölzern, Reb Chaim,“ sagt er zu Chaim, der eben mit zwei vollen Wassereimern vom Brunnen kommt. „Und du, Notte, komm auch mit.“

Chaim trägt die Eimer in den Stall. Dann gehen alle drei zu den Hölzern hinter dem Häuschen.

Wenn man es nicht gerade wußte, würde man es gar nicht geglaubt haben, daß dort Holz lagerte. Halb war es in Eis eingebettet und von oben her zu-

gedeckt. Nur lange Bretter und starke Seile sind sichtbar, mittels deren das Holz an den dicken Bäumen am Ufer festgebunden ist.

„Ein schlechtes, ein schlechtes Geschäft,“ brummt Reb Jecheskil und taxiert nach dem Augenmaß mit dem Stock in der Luft, wie weit die Hölzer vom Ufer abliegen.

„Man muß nach Janoschitz gehen und Bauern holen,“ sagt er. „Je mehr Bauern, desto besser. Und sowie das Eis sich zu rühren anfängt, muß man das Holz aus dem Wasser ziehen. Mag's kosten, was es will — es hilft nichts.“

„Was denn? Wenn das Eis sich erst rührt, nimmt es das Holz wie ein Federchen mit,“ sagt Reb Chaim mit einer Art verhaltenen Stolzes auf sein Wasser.

„Es liegt nicht weit vom Ufer, höchstens zwei oder drei Ellen.“

„Man muß sich beeilen — jeden Augenblick kann das Eis von oben her da sein,“ sagt Reb Chaim schon im Gehen.

Reb Jecheskil gab ihm einen Fünfrubelschein, damit er Branntwein aus dem Dorfe mitbrächte, und ging selbst in das Stübchen zurück.

Ein Duft von Kartoffeln und Bohnen erfüllte das Stübchen — Chaims Frau wußte von früher her, daß die Kaufleute sich nach ihren Bohnen die Finger leckten. Sie war ganz in ihre Küchenarbeit vertieft, während Notte, der seine Stiefel ausgezogen hatte, in einem Winkel am Herd saß, seine Fußlappen trocknete und sich mit der Hausfrau von Heirats-

geschichten unterhielt. Chaims Frau hatte ihm eine ihrer Nichten aus Janoschitz als Braut vorgeschlagen, ein sehr schönes, gesundes Mädchen mit ein paar Hundert Gulden Mitgift. Falls der Kaufmann noch über Sabbat dableibe, wollte sie ihre Nichte herüberholen.

Notte saß da, hörte mit ernster Miene ihre Worte und nickte dazu mit dem Kopfe; vorläufig wollte er bei der Alten ein gutes Mittagessen herausschlagen. Er verstand seine Sache sehr gut, und die Alte war bald gegen ihn ganz familiär geworden. Reb Jecheskil trat herein, und die beiden brachen ihr Gespräch ab.

Reb Jecheskil fand den Tisch bereits gedeckt, und zwar mit einem ganz merkwürdigen Tischtuch, das wie eine Bettdecke aussah. Das Besteck, das für ihn hingelegt war, bestand aus einem alten, abgegriffenen Blechlöffel und Messer und Gabel ohne Griffe. Ein hausbackenes Roggenbrot lag auf dem Tische, daneben stand ein Salzfaß. Reb Jecheskil wusch sich die Hände und sprach das Tischgebet.

Chaims Frau reichte ihm den dampfenden Teller. Reb Jecheskil aß ein wenig davon und schob den Teller zur Seite. Der Rest war für Notte...

Reb Jecheskil betete eilig und ging zu den Hölzern hinaus. Er blieb am Ufer stehen und wartete. Weit und breit schweifte sein Blick umher.

Das Wasser rinnt vom Ufer herab und überflutet das Eis. Aus der Ferne hört man ein Knacken. Eine mächtige Eisscholle, so breit wie der halbe Fluß, kommt heran und will weiter.

In einer Rinne zwischen zwei Schollen rauscht das Wasser hervor, strömt brausend heraus und sprengt die Eisdecke, über die es sich ergießt. Eine neue Welle kommt daher und flutet über das Eis hin. Dann hört man wieder das Krachen; das Eis spaltet sich, ein riesiges Stück davon stellt sich quer empor und wird sogleich in tausend Stücke zerschellt.

In starkem Strome quillt die Flut unter der gefrorenen Decke hervor, reißt die Eistrümmer mit sich fort, treibt mit ihnen sein Spiel und wirbelt sie wie im Reigen zwischen zwei Wellen, die einander haschen und sich gegenseitig ins Gesicht schlagen. . .

Dort strömt schon die Flut und sprengt das Eis am Ufer, wo die Hölzer liegen. Reb Jecheskil hört schon das Knacken. Das Eis ist schon geborsten, aber es rührt sich noch nicht. Die Masse ist zu groß und zu mächtig, als daß das Wasser sie bewegen könnte. Das Wasser kämpft mit ihr, es schickt eine Welle nach der andern gegen sie vor, die Masse aber rührt sich nicht.

Kleinere Eisstücke werden von ihr gelöst, zerbersten in Stücke und verschwinden im Strudel. Sie selbst steht noch eine Weile starr — dann aber beginnt es unter ihr zu dröhnen, und das Eis zerspringt in kleine Stücke.

Das Holz kommt zum Vorschein, Balken ist an Balken gebunden, jetzt aber lösen sie sich voneinander. Reb Jecheskil sieht sein Vermögen in Gefahr. Die einzelnen Teile streben auseinander, die Seile reißen sich knarrend von den Bäumen los. Die letzte

Minute. Reb Jecheskil tritt näher ans Wasser heran, er streckt die Hand aus, er will es festhalten, und sieht sich um, ob die Bauern nicht schon kommen. Aber niemand kommt. Das Wasser strömt und eilt, das Eis berstet — sein Vermögen, Herr Gott im Himmel, sein Vermögen!

Jetzt kommt Reb Chaim mit einer ganzen Schar von Bauern gelaufen. Reb Jecheskil sieht sie von weitem und macht ihnen Zeichen mit den Händen. Die Bauern kommen heran, mit Äxten, Brecheisen, Ketten und Stricken. Reb Jecheskil faßt wieder Mut.

Er läuft voraus auf das Eis, das Wasser ist unter seinen Füßen, aber er achtet nicht darauf — — mit Gottes Hilfe! Die Bauern folgen ihm, niemand fragt nach Lohn noch nach sonst etwas, nur das Holz gilt's zu retten.

Man schwingt die Äxte gegen die Balken, man kappt die Stricke, man löst die Balken voneinander, das Eis bricht sich, man hackt und zieht an den Seilen — wer achtet auf etwas? Man springt von einem Klotz auf den andern und rettet, so viel man kann, ans Ufer. Um die einzelnen Balken bindet man neue Stricke und befestigt sie stärker am Ufer.

Und das Wasser hat sich über das Eis ergossen und führt mit ihm Krieg, daß das Auge nicht entscheiden kann, ob auf der Oberfläche des Flusses Eis oder Wasser das Übergewicht hat. Im Wirbel stürzt eine Scholle über die andere, rennt gegen sie an und zerschmettert sie in Stücke. Plötzlich stellt eine der Schollen sich quer in die Höhe und verlegt den an-

dern den Weg. Sie klettern über einander, und mitten in der Flut ist plötzlich ein Eisberg entstanden, vor dem das Wasser respektvoll zurücktreten muß. Bald aber haben die Wellen, wie im Komplott miteinander, sich gegen den Berg zusammengeschlossen und ihn zerstört, daß seine Trümmer — heidi — in alle Welt davonschwimmen.

Das Wasser zerbricht alles ringsum, und die Bauern fliehen von einem Stück Eis aufs andere. Inzwischen ist die Nacht herangeschlichen. Der Himmel ist wie in dunklem Gewölk erstarrt, das Wasser aber verrichtet weiter sein Werk, und die Bauern tun gleichfalls das ihrige. Sie haben Reisigbündel in Pech eingetaucht und angezündet, um die Nacht zu erleuchten; unter Führung des Ältesten haben sie Balken nach Balken ans Ufer geschleppt. Das Wasser aber stürzt sich schäumend und rauschend immer wieder auf die Hölzer und sucht die Beute an sich zu reißen.

Als bereits die größere Hälfte der Balken geborgen war, schickte Reb Jecheskil den Wagen nach dem Städtchen, um noch mehr Branntwein zu holen, während er selbst zu Reb Chaim ins Stübchen ging.

Bei Tisch traf er einen Juden mit langem schwarzen Bart, in einem langen Pelze. Er saß halb angelehnt auf einem Stuhle und sprach mit einem Burschen von etwa fünfzehn Jahren, dessen zartes Gesichtchen mehr von der Wohlhabenheit seines Vaters als von dem Vater selbst verriet. Er trug eine Samtmütze über den Löckchen und ein seidenes

Halstuch. In seinem Gesichtsausdruck und seinem Benehmen lag eine gewisse wohlhabende Anmut und Ruhe. Reb Jecheskil fand sogleich Gefallen an ihm. Er ging auf die beiden zu und streckte ihnen die Hände entgegen:

„Friede sei mit Euch, ihr Landsleute!“

„Friede sei mit Euch!“

„Von hier?“ fragte einer von den beiden Männern, oder vielleicht auch beide zugleich.

„Ich bin aus Konkawola, wir müssen über den Fluß,“ spricht der Schwarzbärtige.

„Ich bin aus Kazmierz und habe Holz auf der Weichsel liegen,“ antwortet Reb Jecheskil.

„Wie? Reb Jecheskil Gombiner aus Kazmierz am Ende?“

„So ist's. Und Ihr — wer seid Ihr denn aus Konkawola?“

„A—ah! Reb Jecheskil Gombiner!“ sagt der andere freudig überrascht und erhebt sich vom Stuhle. „Ich bin Mordche Konsker.“

„Reb Mordche Konsker aus Konkawola!“ wundert sich Reb Jecheskil. „Ei, ei!“

Er tritt näher und reicht ihm noch einmal die Hand.

„Sind die Balken noch eingefroren im Eis?“

„Ja, sie lagern den ganzen Winter im Eis. Man konnte nichts machen, sie waren ganz eingeschneit. Jetzt wird man sehen, was man tun kann, und Gott für alles danken.“

„Ein schönes Geschäft — Gott, der himmlische Vater, soll uns davor bewahren!“

„Die eine Hälfte ist schon heraus, mit Gottes Hilfe, die Bauern sind nicht faul.“

Ein Weilchen schweigen beide still und denken, die Hände auf den Tisch gestützt, nach. In der Stube ist es still. Nur das Rauschen des Wassers, das mit finsterem Trotz gegen das Eis ankämpft, dringt von draußen herein. Aus der Ferne hallt ein langgezogener Ton herüber, wie aus einem leeren Fasse; die Arbeiter rufen einander etwas zu, der Ton aber klingt zusammen mit dem Rauschen des Wassers und schallt wie aus einer andern Welt herüber.

Reb Jecheskil ist still in eine Ecke gegangen und verrichtet sein Abendgebet.

Gleich darauf folgt Reb Mordche seinem Beispiel.

Nun gehen alle drei betend im Stübchen hin und her. Von Zeit zu Zeit stöhnt Reb Jecheskil: „Herr im Himmel!“ Dann bleiben alle drei an der Wand stehen und wiegen sich leise betend hin und her. In der Stube ist es ganz still geworden, nur Nottes Schnarchen dringt aus einem verborgenen Winkel und durchzittert die Luft. Chaims Frau sitzt am Herd und wirft Späne ins Feuer, und die Späne knistern. Sie sieht zu den Kaufleuten hinüber und ist ganz von Respekt erfüllt. Solche reichen Kaufleute beten in ihrem armen, verfallenen Stübchen! Da muß doch Gott selbst in ihrem Stübchen sein! Und sie — Gott straf' sie dafür! — legt Späne ins Feuer, als ob gar nichts wäre. Und hastig schiebt sie ihr Haar unter das Kopftuch.

Da plötzlich, als alle gleichsam in stillem Gebet erstarrt sind, ertönt draußen ein Rauschen und Schäumen, wie wenn ein Meer sich ins andere ergösse. Dann ist's einen Augenblick still.

„Halt fest! Halt fest!“ tönen laute Rufe.

Die Stimme schallt, wie wenn jemand mit der Faust gegen das Fenster schläge. Chaims Frau ist schon draußen — Notte ist aus dem Schlafe erwacht und sieht sich einen Augenblick um, ob's vielleicht brennt... Dann besinnt er sich plötzlich und läuft hinaus.

Die Drei stehen noch immer da und beten.

Der Jüngling kann sich nicht halten und will das Gebet unterbrechen, er will hinaus aus dem Stübchen, aber wie er die beiden Männer unbeweglich auf ihren Plätzen stehen sieht, scheut er zurück. Er will das Gebet fortsetzen, aber er fühlt sich verlegen vor Gott und ist ratlos.

Plötzlich geht die Tür auf, und Chaim stürzt atemlos herein.

„Herr, schon der dritte Balken ist weggeschwommen!“

Die Juden stehen da und beten. Einen Augenblick sehen Chaim und der Jüngling einander an und schweigen.

Das Gebet ist aus, und die Männer machen drei Schritte rückwärts.

„Wie steht's?“ fragt Reb Jecheskil.

„Bist vom Gebet ausgetreten, du Heide!“ ruft Reb Mordche und hebt die Peitsche gegen seinen Sohn.

„Es ist... weggeschwommen...“

„Weggeschwommen!“

„Man hatte eben angefangen, Schwellen von der dritten Lage zu nehmen, da kam ein riesiges Eisstück, wie ein Ungeheuer, und weg war's, heidi — nach Danzig.“

„Ist viel gerettet?“

„Vierzig, fünfzig Schwellen.“

„Gelobt sei Gott dafür —“

Er besinnt sich plötzlich, daß er das Schlußgebet noch nicht gesprochen, und sagt es, im Stübchen auf und ab gehend, her. Er spuckt aus, und seine Hand greift nach dem Notizbuch in der Brusttasche.

Kaum mit dem Gebet fertig, zieht er seinen Pelz an und geht eilig hinaus.

Die Nacht draußen ist so dunkel, daß man an dem Himmel dort oben und dem Gott, der darin wohnt, fast Zweifel hegen möchte...

Das Wasser strömt. Man sieht nichts, wie wenn eine ungeheure Kraft gekommen wäre, um die ganze Welt zu verschlingen. Reb Jecheskil erschrickt. Er läßt die Arbeit einstellen, man soll das Holz nicht weiter bergen. Man solle sich über Nacht auf Gottes Gnade verlassen und die Holzlagen ruhig angebunden am Ufer lassen. Er hofft, daß Gott ihm helfen wird.

Und mit ruhigem Herzen, im Vertrauen auf Gottes Gnade, geht er zurück in Chaims Stübchen, um Abendbrot zu essen und in Gemeinschaft mit

den anderen nach Schluß der Mahlzeit das Gebet zu sprechen.

Die Kaufleute saßen schweigend beim Essen, jeder in seine Kalkulationen vertieft. Von draußen hörte man das Heulen des Windes und das Rauschen des Wassers. Reb Jecheskil schaut ganz gleichgültig drein.

„Wie steht's bei Euch mit den Roggenpreisen?“ fragt er Reb Mordche, um die auf ihn eindringenden Gedanken zu verjagen.

„Bei uns? Roggen? Kein Körnchen bekommt man zu sehen, wer soll Roggen haben?“

Noch eine Weile herrscht Schweigen.

„Ich habe zwar etwas für mich, so ein bischen...“

„Wie teuer?“ fragt Reb Jecheskil.

„Zweiunddreißig Gulden — zweihundertvierzig polnische...“

„Zweiunddreißig? Teuer! In unsrer Gegend ist er viel billiger.“

Und als wenn sie sich vorher verabredet hätten, nimmt Reb Mordche ein Säckchen und öffnet es. Reb Jecheskil steckt, während er weiter spricht, die Hand in das Säckchen, nimmt ein paar Körnchen heraus, steckt eins davon in den Mund, zerbeißt es, knetet es mit zwei Fingern und leckt daran.

„Das Mehl ist nicht schlecht,“ sagt er, „der Teig — hm...“ Er rümpft die Nase. „Weit vom Wasser?“

„Drei Werst. An die zweihundert Sack. Direkt am Wasser...“

„Bis wann?“

„Mitte April.“

„Zu teuer. Einen Fünfer herunter...“

Reb Mordche runzelt die Stirn — ein Zeichen, daß er nicht darauf eingehen kann.

Reb Jecheskil schneidet sich ein Stück Brot ab — nicht, um zu essen, sondern nur, um irgend etwas zu tun.

Notte hustet in seinem Winkel am Herd — man scheint ihn vergessen zu haben, und er möchte an sich erinnern.

Chaims Frau bringt das Wasser zum Waschen der Hände.

Einen Augenblick schweigen die beiden Männer, dann blinzeln sie einander zu.

„Nun, Reb Jecheskil?“

„Nun, Reb Mordche?“

Endlich gibt einer nach und fängt an:

„Meine Herren, wir wollen beten...“

Sie beten alle miteinander. Dann erhebt sich Reb Jecheskil als erster vom Tisch und fragt mit wohlwollendem Lächeln:

„Nun, junger Mann, hast du was gelernt?“

„Warum nicht?“ gibt der Jüngling zur Antwort.

Der Vater ist zufrieden und lächelt.

„Er kommt aus dem Jeschibot,“ bemerkte er.

„Bei welchem Abschnitt bist du?“

Der Jüngling nennt ihm den Abschnitt.

„Ah, ein sehr schöner Abschnitt. Etwas mit Kommentaren?“ Und ohne die Antwort des Jüng-

lings abzuwarten, wendet er sich zu seinem Vater und sagt leise:

„Der Kleine gefällt mir!“

„Ein feiner Kopf,“ sagt Reb Mordche mit einem Kopfnicken nach dem Sohne hin.

„Nun, ich möchte doch den Roggen kaufen. Ihr meint wohl, ich brauch' ihn? Durchaus nicht! Aber nun... so... weil ich schon hier bin... kann ich mit Holz ein Geschäft machen... was? Man muß eben kaufen, wenn sich was zu kaufen bietet.“

„Nun, warum nicht?“

„Der Fünfer soll aufs Fuhrgeld sein.“

„Wenn ich aber nicht kann?“

Reb Jecheskil holt aus einer verborgenen Tasche ein großes Paket hervor und nimmt daraus ein paar Hundertrubelscheine, die er Reb Mordche reicht.

„Was soll man tun, wenn man nicht kann?“ stöhnt Reb Mordche und nimmt das Geld.

Das Geschäft ist gemacht. Wer weiß, wem das Getreide gehört hat, und wo es gewachsen ist, das da eben aus dem Besitz des einen in den Besitz des andern übergegangen ist.

Und Gott hatte geholfen. Wie auf geheimen Befehl hatte das Eis die Hölzer gemieden, die von dem Strudel geschüttelt, herumgeworfen und untergetaucht, sich doch nicht von der Stelle gerührt hatten. Reb Jecheskil stand am Ufer und sah das Wunder, das Gott an ihm getan hatte.

Der Herr hatte ihn nicht verlassen. Zwei Tage lang hatten die Bauern gearbeitet, um das Holz zu bergen. Mit eigenen Augen durfte er das Wunder Gottes schauen!

Am Donnerstag nahm Reb Jecheskil von Reb Mordche Abschied. Reb Mordche mußte noch über Sabbat bei Chaim bleiben, da er nicht über den Fluß konnte.

Und als Notte in seiner Pelzjacke, die Soldatenmütze schief auf dem Kopfe, oben auf dem Bock saß und seinen Herrn erwartete, kam Chaims Frau auf die Stufen hinaus, sah auf Notte und schüttelte ihren in ein graues Tuch gehüllten alten, grauen Kopf. Sie ist sich über etwas klar geworden: solch ein Kerl also ist das, dieser Notte! Gegessen hat er bei ihr, die besten Bissen hat sie ihm vorgelegt, hat gedacht, er werde zu ihr in Verwandtschaft treten, werde ihre Nichte heiraten — und nun sitzt er so mir nichts, dir nichts auf dem Bock, und die Pferde werden ihn davontragen... Er hat sie betrogen, solch ein Kerl ist er, und doch kann sie gar keine Forderungen gegen ihn geltend machen, denn was tut er schließlich? Er fährt mit seinem Herrn davon — was soll er denn sonst tun? Hier bei ihr zurückbleiben? Und doch hat sie ihren Grund, den Kopf zu schütteln — und so steht sie denn da auf den Stufen, sieht Notte an und brummt mit bebendem Unterkiefer vor sich hin:

„Solch ein Kerl ist das... Wozu solch ein Kerl fähig ist!“

Notte hatte den Kopf abgewandt und starrte irgend wohin ins Blaue. Er tat, als ob er nichts bemerkte, und piff seinen Pferden.

„Wie steif er dasitzt auf seinem Wagen!“ sagte sie mehr mit den Bewegungen ihres Kopfes als mit dem Munde.

„Was? Wie? Hm? Vollgefressen hast du dich, vollgetrunken hast du dich, hm — was?“ schalt die Alte und schüttelte den Kopf.

„Ein Prachtkerl, der Notte! Einfach ein Prachtkerl! Hat sich vollgegessen, hat die Alte betrogen — so wahr ich lebe! 'ne Partie wollte sie ihm aufhängen!“ sagte Reb Chaim, auf Notte zutretend, und klopfte ihm auf die Schultern.

„Nun, was denn, Reb Chaim?“ Notte zuckt mit den Achseln und blinzelt mit den Augen. „Wenn einem die Leute geben, so nimmt man.“

„Alter Narr! Du sollst so leben!“ sagt die Alte und läuft ins Stübchen zurück.

Bald kommt Reb Jecheskil im Schuppenpelz heraus und besteigt den Wagen.

„Bleibt mir gesund!“ ruft Notte zum Fenster hin, während die Pferde sich in Bewegung setzen.

„Fahr gesund und brich dir Arme und Beine!“ flucht ihm die Alte nach, im Herzen fühlend, daß ihr Unrecht geschehen.

Notte antwortet ihr mit einem Peitschenknall...

Die Abrechnung

Reb Jecheskils Holzgeschäft befindet sich in den Händen von vier Teilhabern. Reb Jecheskil ist der Hauptteilhaber, der Schwiegervater seines Sohnes, Reb Chaim Rosenkranz, ist der zweite Hauptteilhaber, und Mottele, der Sohn Reb Jecheskils und gleichzeitig Reb Chaims Eidam, partizipiert mit Eiserl, dem Sohne Reb Chaims und Reb Jecheskils Eidam, an dem übrigbleibenden Drittel. Sie beide bilden gleichsam zusammen den dritten Kopf in der Kompanie.

Die Rechenmeister sind die beiden Jüngeren, Mottele und Eiserl. Sie rechnen nach der heutigen Mode, mit Feder und Tinte auf Papier. Sie rechnen jeder für sich, kommen alle Augenblicke zu einander gelaufen und laufen wieder von einander fort. Aber niemals stimmt bei ihnen die Rechnung, bis die Alten ein Stück Kreide zur Hand nehmen und auf ihre alte Manier, mit geraden und krummen Strichen, die Rechnung fertig machen. Das ist die gewöhnliche Wochenabrechnung am Sonnabend Abend. Wenn aber die Jahresbilanz kommt, zu Ende des Sommers und zu Ende des Winters, dann läßt man Reb Wolf den Schreiber, den bekannten Rätsellöser, kommen. Und wenn es etwas ganz besonders Schwieriges gibt, dann kommt Scherezki der „Advokat“ in eigener Person, der alle Kontrakte mit den Gutsbesitzern abfaßt.

Die Alten wissen in Wahrheit nicht, wozu eigentlich diese ganze Rechnerei nötig ist. An einer Rechnung verdient man nichts, wie man auch

nichts daran zusetzt. Und wozu auch wissen, wieviel — der Segen kommt auch, wenn man nichts davon weiß. — Und andererseits haben sie ja die ganze Rechnung im Kopfe: sie wissen genau, an welchem Geschäft sie verloren haben, und an welchem Geschäft sie verdient haben. Sie sind zu Jahren gekommen, ohne etwas von Rechnung zu wissen. Nun ist eine neue Generation erschienen und hat die Rechnerei erfunden. Nun, so rechnet man eben, obwohl bei jeder Abrechnung erfahrungsgemäß ein Zank entsteht.

„Was ist in der Tat für ein Unterschied?“ argumentieren die Alten. „Ist nicht Mottele so gut mein Kind wie Eiserl? Wenn bei einem Beschneidung oder Einsegnung ist — ist das nicht genau so dein Fest wie das meinige?“

Die junge Generation aber sagt: „Man muß Rechnung führen, das Geschäft verlangt's so.“ Nun, dann rechnet man eben, wenn's auch Streit dabei gibt, daß Gott erbarm'.

Die Söhne streiten unter sich, und ebenso die Töchter. Zwischen Ite, der Frau Motteles, und Golde, der Frau Eisers, herrscht ewiger Zank. Golde, Reb Jecheskils Tochter und Eisers Weib, sagt, daß in den beiden Häusern ihres Schwiegervaters Reb Chaim recht viel Geld ihres Vaters stecke. Ite behauptet umgekehrt, daß in Reb Jecheskils Besitztum viel Kapital ihres Vaters angelegt sei. Die Alten argumentieren: Was ist für'n Unterschied, ob von der Mutter oder vom Vater? Sind die Alten

tot, so geht doch alles in gleiche Teile. Aber freilich, die junge Welt denkt anders.

Golde, Reb Jecheskils Tochter, ist eine hochgewachsene Frau mit einer Perücke, von der drei Locken in ihre glänzende Stirn fallen. Sie besitzt eine scharfe Zunge, vor der alle zittern. Man ist gewöhnt, sie stets mit einer Schar kleiner Buben zu sehen, die sie vorn und hinten an der Schürze zupfen. „Mutter, einen Zweier, einen Zweier!“

Sie ist eine Todfeindin ihrer Schwägerin Ite und sagt oft zu ihrem Bruder Mottele:

„Ei, ei, Mottele, wie bist du hereingefallen! Ein Jammer ist's, dich anzuschauen! Wie du heut wieder aussiehst! Hast du so vor der Hochzeit ausgesehen, ja?“

So bedauert sie ihren Bruder, wenn er des Wochentags zu ihrem Manne kommt und ihn nicht zu Hause trifft.

Mottele ist schon daran gewöhnt, daß die Schwester ihn bedauert, obwohl er nicht weiß, warum. Er pflegt ihr nur kurz ein Wort hinzuwerfen: „Schweig schon, schweig, ich bitt' dich —“ und verläßt dann das Zimmer. Zuweilen jedoch, wenn Golde schon gar zu sehr über seine Ite herzieht, gibt's ihm einen Stich: es ist doch sein Weib! Und er fällt heftig über die Schwester her: „Was kümmert's dich? Was geht's dich an? Sie ist doch mein Weib, mich hat sie geheiratet und nicht dich!“

„Sein Weib! Seht doch, wie er zu ihr hält! Wie Stahl und Eisen! Reb Jecheskil Gombiners Schwie-

gertochter ist sie? Ein Auswurf ist sie! Chaim Schtscherbs Tochter ist sie! Deines Vaters Pferdeknechts Tochter ist sie!“

„Und deines Vaters Pferdeknechts Sohn ist dein Mann. Mach, was du willst,“ höhnt sie der Bruder.

„Mein Mann Chaim Schtscherbs Sohn?“ schreit sie und wird ganz rot vor Zorn. „Seht doch, wie weit Itele dich gebracht hat! Bei lebendigem Leibe wird sie dich noch ins Grab bringen.“ Und sie beginnt zu weinen.

Ein Häuflein Kinder wimmelt in der Stube umher, und da sie sehen, daß die Mutter weint, fangen sie gleichfalls an zu weinen.

Mottele sammelt die Kinder um sich und verteilt kleine Münzen unter sie, um sie zu beruhigen.

Golde legt sich sofort für den ganzen Tag ins Bett, und wenn ihr Mann nach Hause kommt, läßt sie ihren Ärger an ihm aus.

„Ob du wohl von deiner Frau auch so viel hältst wie Mottele von seiner? Mich könnten sie dreist beschimpfen, soviel sie wollten — du würdest gewiß kein Wort sagen! Ihr seid mir Männer!“

Mottele und Eiser stehen zusammen im Speicher, besehen den Weizen und sprechen vom Geschäft. Eiser wirft wie von ungefähr ein Wort ins Gespräch ein:

„Was hast du heut mit Golde vorgehabt?“

„Gar nichts. Dummheiten.“

„Für den ganzen Tag hat sie sich ins Bett gelegt.“

„Wie viel hast du auf die Kroschewnitzer notiert?“ fragt Mottele, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Und dieselbe Geschichte passiert dann das nächste Mal zwischen Itele und Eiser.

Es ist in der Familie Brauch, daß jede Schwiegermutter für das Osterfest ein paar Puten mästet, um sie der Schwiegertochter zu schenken.

So ist es seit Jahren gewesen. Auf Reb Jecheskils Hof spazieren die Puten, die für Ite bestimmt sind, bei Reb Chaim Rosenkranz dagegen werden die Puten für Golde gemästet. Golde aber kommt und nimmt die Puten bei ihrer Mutter fort, um sie nach Hause zu tragen.

Ein lautes Geschrei entsteht — Ite kommt zur Schwiegermutter, um die Puten zu holen, und die Puten sind weg.

„Sie gehören mir so gut wie ihr,“ argumentiert Golde. „Es sind doch meiner Mutter Puten!“

Ite rennt mit lautem Weinen zu ihrer Mutter.

„Golde hat meine Puten weggenommen!“

Die Mutter gibt der Tochter die Puten, die für die Schwiegertochter bestimmt waren. Dann aber kommt Golde gelaufen und fordert ihr altes Recht. Selbstverständlich entsteht ein lauter Streit.

Die Schwiegermütter kaufen heimlich andere Puten und verschenken sie an die Schwiegertöchter.

So bekommen diese ihren Anteil doppelt.

Die Väter sehen, daß die Kinder miteinander zanken, und haben ihren Kummer.

Das ganze Jahr, heißt es, sind die Schwiegertöchter miteinander nicht gut und nicht böse. Begegnen sie einander auf der Straße, so grüßen sie nur von weitem und gehen naserümpfend weiter. Wenn sie bei der Mutter — ganz gleich, bei welcher — zusammentreffen, etwa beim Fruchteinmachen, dann sagen sie sich, ohne einander anzusehen, ganz kurz: „Guten Tag!“ oder „Guten Morgen!“, und man verteilt das Eingemachte schweigend, ohne Worte zu verlieren. Jede schiebt der anderen den größeren Teil zu.

„Mag sie nehmen, welchen Teil sie will,“ sagen sie, und sehen dabei nach der Wand.

„Was ist denn groß für'n Unterschied?“ sagt die Mutter oder Schwiegermutter, jeder ihren Teil überreichend. „Deine Kinder werden es bei ihr mit Gesundheit verzehren, und ihre Kinder bei dir.“

Geht's aber auf die Jahresbilanz zu, so hören die beiden Frauen überhaupt auf, einander zu grüßen. Und wenn sie bei der Mutter oder Schwiegermutter zusammentreffen, sitzen sie einander gegenüber und schweigen.

Die kleinen Kinder aber wissen nichts von alledem, und Iteles Kind rennt zur Mutter und sagt: „Mutter, Mutter! Die Tante ruft!“

Die Mutter aber schiebt es ärgerlich von sich.

Es war an einem Sonnabend Abend, zur Zeit, da man gerade die Jahresbilanz machte.

Das Haus bekam in dieser Zeit gleichsam ein anderes Aussehen: es erschien feierlicher, wie in einem Atlasgewand.

Über dem großen Tisch verbreitet die Hängelampe einen hellen Schein. Sie scheint heut respektvoller zu brennen. Der Tisch ist mit einer Menge von Papieren und Papierchen bedeckt. Auf dem Ehrensitz hat Reb Jecheskil Platz genommen. Mit der einen Hand hält er seine Brille fest, mit der andern macht er still für sich mittels eines Stückchens Kreide seine Notizen. Ihm gegenüber sitzt Reb Chaim Rosenkranz, der Schwiegervater des Sohnes, ein hochgewachsener Mann mit einem langen, in zwei Spitzen auslaufenden roten Bart und einer großen, mit Haaren bewachsenen Nase. Große Schweißtropfen perlen über die Furchen seiner breiten, glänzenden Stirn hinab und bleiben zwischen den Haaren der Nasenspitze hängen. Er redet wenig, und wenn er schon ein Wort sagt, so ist's wie eine Gnade seinerseits. Er schaut nur immer zu, und wenn jemand spricht, so sieht er ihn groß an — und das genügt schon... An den beiden andern Seiten des Tisches sitzen Eiser und Mottele. Sie rechnen hübsch laut; Mottele spricht für sich:

„Zweiundachtzig Angeld in Schemnitz...“

Eiser, der eben noch ganz in seine Rechnung vertieft schien, fährt plötzlich auf, als wenn ihn jemand verbrüht hätte, kneift ein Auge zu und sieht Mottele an:

„Was? Wo? Was für zweiundachtzig?“

„In Schemnitz... Leiser Reben... Ist vielleicht nicht gezahlt worden, he?“

„Ah, Leiser Reben!... Hundertzwanzig in Gombin,“ rechnet Eiser weiter für sich, wie wenn nichts geschehen wäre.

„Roter Hund... seht doch meinen Kaufmann!“ schimpft Mottele. „Wollte mich ertappen...“

Sie überschütten einander mit Schmähworten, bis die Alten dazwischenrufen: „Nun, nun!“ — und auf den Tisch klopfen.

Der Hauptrechenmeister ist Eiserl. Er ist sozusagen ein „zweiweltiger Jude“, ein „Chassid“ nämlich, und zugleich ein „Daitscher“, unwissend und gebildet zugleich. Wohin er nur kommt, dort weiß er gleich mitzuhalten, dafür ist er auch der Stolz der Familie. Er ist ein rundlicher, kleiner Mann mit einem runden, roten Bärtchen und trägt bereits einen steifen weißen Kragen mit einer schwarzen Krawatte. Er spricht, wie sein Vater, immer nur abgezählte Worte. Sagt er einmal ein Wort, so kneift er ein Auge zu und sieht seinen Partner mit dem andern Auge mißtrauisch an. Er mißtraut jedem Menschen, den er zum erstenmal sieht. Im übrigen steht er mit jedermann gut. Er selbst ist, wie gesagt, ein Chassid, geht in die chassidische Betstube und trägt mit Vorliebe einen Atlasrock zu seinem weißen Kragen. Wenn er spricht, betont er das „r“ ganz scharf, wie es in Warschau üblich ist. Mit Timkowski, dem einzigen lithauischen Juden im Städtchen, steht er auf gutem Fuße, und wenn der

„Litwak“ über den Rabbi herzieht, schüttelt Eiser den Kopf mit einer Geste, die man auf doppelte Weise deuten kann; entweder, daß er dem „Litwak“ Recht gibt, oder ihn als Ketzler bedauert.

Eiser ist heut stark in sein Rechnen vertieft und sitzt mit Wolf Schreiber vor dem „richtigen Buch“.

Wer ist Wolf Schreiber, und was ist das richtige Buch?

Wolf Schreiber ist der Meister aller Rechenmeister: ein mageres, kleines Nichts. Und in diesem Nichts steckt soviel drin! Ein Tropfen aus dem Meere — und in diesem Tropfen ein ganzes Meer! Ganz, ganz trocken ist dieses Männchen, dessen Gesicht ganz von der breiten, zerfurchten Stirn beherrscht wird. So mächtig ist diese Stirn, daß die Augen und die kleine Nase unter ihr verschwinden. Das ganze kleine Männchen könnte man nehmen und in die Tasche stecken — und wenn man dann einen Mathematiker braucht, öffnet man nur die Tasche und läßt ihn krähen. Wo er wohnt? — geh und frage Gott selber! Er hat nicht Kind noch Kegel, und ob er je eine Familie gehabt hat, weiß niemand zu sagen. Dieses Wolfel dreht sich im Städtchen herum wie ein Zubehör des Städtchens, eine Sache, die das Städtchen braucht. Hat jemand ein schweres Rechenproblem zu lösen — nicht etwa, weil er es lösen muß, sondern so, weil es interessant ist — dann kommt er zu Wolf. Wird er befragt, dann runzelt er die Stirn, daß sie aussieht wie ein Blatt aus einem alten Buche, in dem die Furchen und Runzeln die

alten, verwischten Buchstaben darstellen. In den krausen Zeichen scheint die Lösung des Problems sich zu offenbaren.

Diesen selben Wolf hat Eiser ins Haus gebracht, um die Jahresbilanz zu machen... Wolf Schreiber fragt nach keinem Lohn, er wartet nur auf solch eine Gelegenheit, um seine Wunderkraft zu zeigen.

Alles, was im Geschäft ausgegeben und eingenommen wird, muß in ein Buch eingetragen werden — so hat Eiser es eingeführt. In jedem Buche müssen links die Einnahmen und rechts die Ausgaben aufgeschrieben werden.

Eiser führt sein Buch ganz vorschriftsmäßig, wie er behauptet. Mit den Alten aber ist's ein wahrer Jammer: jeden Augenblick verlieren sie ihre Bleistifte, und wenn etwas einzuschreiben ist, dann suchen sie in allen Taschen und fluchen auf Eisers neue Moden. Sie notieren es vorläufig auf der Bank oder auf dem Tisch mit Kreide oder einfach auf einem Zettel. Zur Jahresbilanz sucht man dann die Zettel sowie die Bänke und Tische mit den Notizen zusammen und trägt alles in das richtige Buch ein. Die Alten schreiben mit ihren Schnörkeln, die sich im Buch verwischen, woraus zwischen den Jungen Zank und Streit wegen der Ziffern entsteht. Der eine sagt: „Es ist eine 8,“ der andere: „Es ist eine 5“. In der Regel aber weiß man überhaupt nicht, was es eigentlich ist. Werden die Alten gefragt, so antworten sie: „Verdreht euch selber die Köpfe!“ Man schickt zu Leibl, dem Uhrmacher,

um eine Lupe zu holen und beguckt die Ziffer durch die Lupe, woraus wieder neuer Streit entsteht. Zu guter Letzt nimmt Wolf Schreiber sich der Sache an. Er beweist mit einem großen Aufwand von algebraischen Kniffen, daß es überhaupt keine 8 und keine 5, sondern eine 3 ist. Beweist ihm das Gegenteil.

Dieses „richtige Buch“ ist sozusagen Wolf Schreibers Geige, auf der er seine Melodien spielt. Er hütet es wie seinen Augapfel und weicht nicht von ihm.

Da sitzen sie beide, Eiser und Wolf, am „richtigen Buch“ und stecken die Köpfe zusammen. In der Stube herrscht eine drückende, Respekt verbreitende Stille. Man hat zwei Kerzen in silbernen Leuchtern auf den Tisch gestellt, damit die Ziffern besser zu lesen sind. Die Tür kreischt in ihren Angeln, die Magd bringt frischen Tee herein und holt die leeren Gläser.

In einer Ecke des Zimmers sitzen auf dem Sofa Chazkil und Beril, zwei Verwandte Reb Jecheskils. Schweigend saßen sie da und rührten sich nicht, um ja nicht zu stören. Auf ihren Gesichtern malte sich die Bereitwilligkeit, jeden Augenblick aufzuspringen und den geringsten Wunsch, der etwa vom Tische geäußert würde, mit größter Eile und Geschäftigkeit zu erfüllen. Bisweilen glaubten sie den Wunsch schon zu erraten, bevor er noch geäußert war, und stürzten gleichzeitig nach der Tür, wo sie dann mit den Köpfen zusammengerieten und

eine Störung verursachten. Blickte jemand vom Tische tadelnd zu ihnen herüber, so schlichen sie sich beschämt aus dem Zimmer und kehrten nach ein paar Minuten wieder auf das Sofa zurück. Still, ohne ein Wort zu sagen, saßen sie dann wieder da, nur ab und zu sich heimlich Püffe und Rippenstöße versetzend.

Plötzlich tauchten von draußen her unerwartete Gäste auf: die Tür geht weit auf, und über die Schwelle treten ein paar angesehene Bürger, noch in Sabbatkleidern, mit Tabakpfeifen oder Zigarren im Munde, die einen dichten Qualm im Zimmer verbreiten. Die Sabbatkleider und die nur an Wochentagen erlaubten Tabakpfeifen passen nicht zu einander, doch machen sie zusammen den Eindruck einer gewissen chassidischen Wohlhabenheit. Durch den Tabakrauch schimmern die beiden Kerzen hindurch und verbreiten einen solid behaglichen Schein über die Anwesenden. Die Eintretenden wünschten breit und behäbig eine „gute Woche“ und suchten sich, jeder nach seinem Stande, einen Platz am Tische. Die respektvolle Stimmung ist fort, die Tür kreischt laut, und Beril und Chazkil fühlen sich mit einem Male wie zu Hause: sie hören auf, sich heimlich zu kneifen, und lassen ihren Zungen freien Lauf. Das Zimmer ist wieder zur „Stube“ geworden, bald sind die Rechnungen fortgeräumt, Wolf Schreiber hat das „richtige“ Buch genommen und ist damit in irgend einen Winkel verschwunden.

Ein hochgewachsener Mann mit langem, breitem Bart, der mehr mit den Händen als mit dem Munde redete und jedem Sprechenden rücksichtslos über den Mund fuhr, hatte das große Wort.

Da die Stadt, führte er aus, wenig Einkommen hat und man doch notwendig einen Rabbi braucht, damit die Chassiden an Sabbat und Feiertagen ihre Erbauung haben, so rate er, den Rabbi aus Trisk, der sich jetzt von seinem Bruder getrennt hat, in die Stadt zu bitten. Der Trisker Rabbi werde sich, wie er bestimmt wisse, mit wenigem begnügen — nur eine Bedingung stelle er: daß man ihm das Bethaus des Stadtrabbiners abtreten solle und dieser sich schriftlich verpflichte, alle Patenstellen an ihn, den Rabbi, abzutreten.

„Was? Unser Rabbiner lebt doch noch, bis zu hundertundzwanzig Jahr! Gewiß hast du was von deinem Rabbi bekommen!“ schrie Aron Leib, der einäugige Schuster, wobei er mit dem Stock nach dem Hochgewachsenen ausholte.

Aron Leib, der Schuster, gehörte zu den Anhängern des Stadtrabbiners, während die Chassiden von Trisk durchaus ihren Rabbi in das Städtchen bringen wollten.

„Seit wann bist du so ein Macher geworden, Mendl? Hast schon wieder nicht, wovon zu leben, und möchtest gern einen Knochen ablecken, he?“ sagte der Schlächter zu dem hochgewachsenen Juden, mit dem er einst zur Schule gegangen war.

„Überall mischt ihr euch ein, ihr Bauern! Man fragt euch doch nicht um solche Dinge! Wird man

euch fragen, dann könnt ihr antworten,“ versetzte der Hochgewachsene, während er nach einem höheren Platz hinaufrückte.

Reb Jecheskil, die Hauptperson in der Stadt, sitzt still da, hört den Streitenden zu und sieht zu Reb Chaim Rosenkranz hinüber, was der wohl zu der Sache sagt.

„Unter uns gesagt — wer kommt ihm heut gleich? Was für einen Namen hat er! Was für ein Mensch ist er!“ flüstert der Hochgewachsene leise Reb Jecheskil zu.

„Gute Woche!“ ertönt mit einem Mal von der Tür her eine neue Stimme. Der Gruß klingt so gewichtig, er hebt sich heraus aus all den anderen Grüßen. Ein Teil der Anwesenden sieht sich nach dem Hereintretenden um. Es ist Reb Jizchok Judels, ein Mann mit eigener Meinung, ein kleines, breitgebautes Männchen mit behäbigem Leibe. Er spricht nicht, sondern singt oder piepst vielmehr, und seine Augen scheinen mehr zum Befehlen als zum Sehen bestimmt. Je nachdem er will, ist er gut wie ein Täubchen, oder böse wie eine Schlange. Beständig hält er die Zigarre im Munde, ob sie brennt oder nicht. Das Schlurren seiner Stiefel verkündet schon von weitem sein Kommen... Er duzt jedermann, und macht mit niemand viel Umstände. Er spielt die Rolle eines großen Chassiden und predigt jedermann Moral. Alles hat Angst vor ihm. Von den Rabbinern, die bei den andern in Ansehen stehen, hält er selbst nur wenig und er-

ledigt sie mit einer Handbewegung. Mit dem Stadtrabbiner aber liegt er in beständigem Streite. Jede rituelle Frage löst er selbst eigenmächtig. Den Rabbiner nennt er einen ungebildeten Kerl, und alle hören das, staunen über seine Kühnheit und fürchten ihn.

Eiser, der die ganze Zeit ruhig geblieben war und kühl dem Streite zugehört hatte, wurde jetzt, als er Reb Jizchok Judels erblickte, ein ganz anderer Mensch, ein Chassid. Reb Jizchok Judels pflegte ihn bei den Begegnungen im Bethaus stets auf die Schulter zu klopfen.

„Was ist? Man fragt euch doch nicht!“ rief er den andern laut zu.

Reb Jecheskil und Reb Chaim Rosenkranz gehören zu den Bürgerlichen, sie beten mit ihnen und halten überhaupt in allem zu ihnen. Sie sind zwar nicht gebildet, aber doch schriftkundig und haben einen hohen Respekt vor jedem Gelehrten, vor dem sie sich klein und winzig vorkommen. Sagt solch ein Gelehrter ein Wort, mag es auch so unrichtig sein, daß ein gewöhnlicher Sterblicher es gar nicht aussprechen dürfte, so sind sie doch überzeugt, daß er weiß, was er sagt — und so schweigen sie, ob sie auch im Herzen es mit den Bürgern halten.

Es war stets Reb Jecheskils stiller Wunsch gewesen, einen Gelehrten zum Sohne zu haben, einen Menschen aus „jener Welt“, der Tag und Nacht über den heiligen Schriften sitzen sollte, und darum hatte er Reb Jizchok Judels zum Lehrer seiner Kinder genommen. Aber der älteste Sohn war

schon als Jüngling ins Geschäft eingetreten, für das er einen ganz besonderen Eifer entwickelte, und hatte sich von der Thora abgewandt. Nur eins ist ihm noch aus den Jahren des Lernens übrig geblieben: er hält sich für einen Chassid, geht in das chassidische Bethaus und hält sich an Reb Jizchok Judels. Und Reb Jecheskil hat seine Freude daran, daß Mottele, gleich Eiser, sich zu Reb Jizchok Judels und überhaupt zu den Chassiden hält — das ist doch etwas ganz anderes!

Reb Jecheskil hegte nun wenigstens die Hoffnung, seine jüngste Tochter Leale, sein Nesthäkchen, dereinst als Frau eines Gelehrten aus guter Familie zu sehen. Er hätte gewünscht, einen Eidam zu haben, der bei ihm in Wohnung und Kost wäre und nur die Thora studierte. Wenn er sich dann auf seine alten Tage zur Ruhe gesetzt hätte, würden die Worte der Thora in seinem Hause erschallen. Er hat die Angelegenheit Reb Jizchok Judels übertragen, dessen Eintritt und gewichtiger Gruß ihn denn auch besonders angenehm berührt hatte. Chassiden in seinem Hause! Er begann schon von dem gelehrten Eidam zu träumen. Er erhob sich von seinem Platze, trat auf Reb Chaim Rosenkranz zu und forderte ihn auf, mit ihm in das anstoßende Zimmer zu treten. Es ist einmal bei ihnen so eingeführt: keiner taucht auch nur die Hand ins kalte Wasser, ohne daß der andere darum weiß.

Reb Jizchok Judels sah sich um und warf, zu der Gesellschaft gewandt, hin: „Beeilt euch nur nicht

zu sehr, wir haben auch noch ein Wort mitzureden!“ Dann folgte er den beiden Alten mit schlurrenden Schritten ins Nebenzimmer.

„Reb Mordche aus Konkawola schreibt mir da, daß ihr mit ihm in Trisk zusammen wart und seinen Sohn kennt. Nun, was braucht man noch mehr?“

Aus der „Stube“ vernahm man die laute Stimme Reb Aron Leibs, der mit seinem Stock auf den Tisch klopfte und fluchte:

„Den Hals sollen sie sich brechen, bevor...“

Die Weiber haben sich im Eßzimmer um Malkele, die Frau Reb Jecheskils, versammelt. Es ist im Hause Brauch, am Sonnabend Abend vor Ostern, wenn die Bilanz gemacht wird, das letzte Gänsefett auszulassen. Aus der Stube nebenan, in der die Mannsleute mit der Abrechnung beschäftigt sind, dringt ein leises Geräusch herüber, das von dem Ernst der Arbeit da drinnen Kunde gibt. Die Magd geht im Zimmer hin und her, bringt frischen Tee und holt die leeren Gläser. Und jedesmal, wenn die Tür aufgeht, dringt aus der Stube zugleich mit dem Tabaksqualm der Lärm der Männerstimmen herein, der die Unterhaltung der Frauen übertönt und sie mit Respekt erfüllt.

Hier, im Eßzimmer, sitzen die Frauen und vertreiben sich die Zeit mit Kreisel- und Kartenspiel. Sie spielen Sechsendsechzig und bedienen sich dabei eines alten Kartenspiels, das die Männer längst den

Kindern zum Spiel gegeben haben. Die Buben stehen um ihre Mütter herum und betteln um den Einsatz. Die Mütter schieben sie zur Seite, aber die Buben lassen sich nicht einschüchtern und betteln weiter. Plötzlich streckt einer die Hand aus, greift den ganzen Einsatz vom Teller und läuft damit davon — dahin, wo der Pfeffer wächst. Und nun tu ihm etwas!

Die älteren Frauen tragen tief in die Stirn reichende Hauben mit bunten Bändern und breiten Stirntüchern, die in Spitzen ausgezackt sind. An jeder Spitze funkelt irgend ein Schmuck, hier ein roter Rubin, da ein Diamant — daß die alte, runzelige Stirn wie mit dem Diadem einer Sabbatkönigin gekrönt scheint. Die jüngeren Frauen tragen schon Perücken mit verschiedenen modischen Locken und Schmuck in den Locken. Die breiten, faltigen Kleider sind zumeist aus bunten persischen Tüchern gefertigt. Auf der Brust tragen sie alle ein Brustschild, das aus einem langen, viereckigen Stück Sammet besteht, auf dem sämtliche Geschenke aus der Brautzeit gleichsam ausgestellt sind. Ite, die Schwiegertochter, und Goldele sitzen einander gegenüber und schweigen: sie sind heut miteinander böse, weil Bilanz gemacht wird. Wenn die eine sich von ihrem Platz erhebt, verzieht die andere spöttisch den Mund, hebt die Augen zur Decke empor und seufzt leicht. Auf diese Weise pflegen sie auszudrücken, daß sie miteinander böse sind.

Manspielte, und das Spiel leitete ein kleines Menschlein, ein „Daitchel“, der bei Reb Jecheskil wie in den anderen Häusern ein- und ausging. Man nannte ihn auch das „Weibermännchen“. Er trug einen „daitschen“ kurzen Rock, und eine siebenkantige Mütze mit glänzendem Schirm. Er kleidete sich deutsch, nicht um des Deutschen willen, sondern weil's so für ein Weibermännchen passender war. Für jede Krankheit wußte er eine Arznei, die er „corpus delicti“ nannte. Mit den Aufgeklärten sprach er polnisch und schrieb auch Bittschriften auf polnisch, wofür man ihn im Städtchen den Macher nannte. Er ist ein Menschlein, das überall herumkommt und sich überall heimisch fühlt. Er sagt zu jedermann „Du“ und wird von jedermann geduzt. Er hält sich meistens zu den Frauen und bewegt sich frank und frei unter ihnen, wie wenn die sonstige strenge Sitte für ihn nicht gelte. Er weiß ihre Geheimnisse, aber was tut das? Er ist doch selbst sozusagen ein halbes Weib. Jedermann gewinnt er mit seinen Späßchen und Redensarten — er spricht, und man lacht, obschon eigentlich mehr albern als komisch ist, was er sagt. Er pflügt den Kragen seines Mantels hochzuklappen, die Mütze verkehrt aufzusetzen und sich schlafend zu stellen, wobei sein Bärtchen sich drollig hin und her bewegt. Das genügt, um sein Publikum zum Lachen zu bringen.

Heut, an dem Sonnabend Abend der großen Jahresabrechnung, muß er sich natürlich bei Reb Jecheskil einfinden. Aus der Küche dringt ein Duft

von frisch ausgebratenem Gänseschmalz herein. Er weiß, daß nach Abschluß der Bilanz, wie es seit Jahren üblich ist, eine großartige Bewirtung bei Reb Jecheskil stattfindet....

An einer Ecke des Tisches saß Leale, die zukünftige Braut. Durch ihre frischen, zarten Wangen schimmerte das junge Blut leicht hindurch, wie die Glut einer Rose, über derensamtweiche Blätter das Sonnenlicht flutet. Die stillen, sanften Augen ruhen, von den feinen, zitternden Lidern gehütet, gleichsam in sich. Die schwarzen Brauen heben sich scharf von der hohen weißen Stirn ab, die wie eine von Gott geschenkte Krone das Antlitz überstrahlt. Das Haar fällt in zwei Flechten mädchenhaft bebend über die zarten Schultern. Sie sitzt still für sich, und bräutliche Anmut strahlt keusch und sanft von ihrem Antlitz. Jedesmal, wenn die Stimme des „Weibermännchens“ ihr Ohr traf, zuckte ihr Herz zusammen, und ihr junger Busen hob sich leicht. Sie fürchtet immer, daß das „Daitschel“ sie necken könnte, und richtig kam auch sie bald an die Reihe.

„Weißt du schon? Der Schadchen sitzt drinnen beim Vater und bespricht mit ihm 'ne Partie!“

Sie senkt den Kopf und macht mit ihren schlanken weißen Händen eine abwehrende Bewegung.

„So sicher, wie auf dem Neumond Radieschen wachsen — so sicher kriegst du 'nen Bräutigam!“

In der Stube ertönt lautes Lachen. Leale erhebt sich rasch vom Tisch und läuft verschämt davon.

Von den Wänden der großen, langen Küche glänzte das Kupfergeschirr herab, und eine Kasserolle winkte der anderen zu. Die dicken, bauchigen Becken, die langen kupfernen Bratpfannen, die hohen Krüge mit den Hähnen bedeckten die Wände, verbreiteten um sich eine wohlhabende Behaglichkeit und erzählten von vergangenen guten Zeiten...

Im Herde flackert das Feuer, und in den tiefen, breitgeschwungenen Töpfen brodelt und schmort es, und der frische Fettduft der Grieben liegt über dem Raume und erzählt von allerhand gemütlichen Dingen. Auf dem für die Fleischspeisen bestimmten Tische stehen große und kleine Becken bereit, das ausgelassene Fett aufzunehmen. In einem Winkel am Herd sitzt Roche Lea, das alte Faktotum des Hauses. Sie ist eine hochgewachsene Frau mit Wärzchen auf der Oberlippe, aus denen zwei, drei Härchen weit hervorstehen. Eine alte, graue Katze liegt in ihrem Schoße und leckt ihr die vertrockneten, knochigen Hände. Um sie herum stehen Reb Jecheskils Enkelkinder, Buben und Mädchen, in ihren Höschen, Kleidchen und Schürzen. Sie horchen auf eine Geschichte, die Mütterchen erzählt: „Vom feurigen Händchen und vom Gänseschmalz.“ Vor langer, langer Zeit, so erzählt sie, hat einmal eine Frau Schmalz ausgebraten. Und als sie den Topf vom Ofen wegnahm, sah sie, daß eine feurige Hand aus der Glut sich emporreckte. Und eine Stimme sagte: „Gute Frau, gute Frau, gib mir ein paar

Grieben! Dann wird kein böser Blick dein Schmalz treffen.“ Sie erfüllte die Bitte, und als sie hierauf das Schmalz in die Töpfe zu gießen begann, sieh, da war es nicht ein Topf, und nicht zwei, nicht sechs, nicht acht und nicht zehn Töpfe, sondern so viel, daß alle, alle Töpfe, die in der Küche waren, damit gefüllt werden konnten.

Die Kinder lauschen und warten mit ängstlicher Spannung, bis man den Topf vom Feuerloch wegnimmt und das Händchen erscheint.

Inzwischen schläft Roche-Lea ein, und die alte Haube mit den breiten Bändern, eine Metamorphose von Frau Malkele's abgelegter Haube, fällt ihr über die runzelige alte Stirn. Eines der Bübchen streckt sein Händchen aus und zupft die Alte an den Warzenhärcchen: „Hopp, hopp, hopp!“ machen die verschrumpften, ausgetrockneten Lippen, und der zahnlose Mund schnappt nach den Fingern.

„Großmütterchen, warum wachsen Euch die Haare auf den Wäzchen?“ fragen die Kinder.

„Weil ich mir selbst den Sabbatsegen*) spreche“... antwortet die Alte mit halb geschlossenen Augen und einem Lächeln um den greisenhaft verzogenen Mund.

Und während die Alte so mit den Kindern scherzt, ist Chazkele, der Älteste, eifrig damit beschäftigt, Kreisel aus Blei zu gießen. Er hat einen verbogenen Löffel mit Blei auf den Herd gestellt

*) Der sonst nur von Männern gesprochen wird.

und steckt nun die gefüllte Form in einen Haufen Sand.

Und in einer anderen Ecke der Küche, weit ab von der festlichen Ecke, sitzt Jente, die Dienstmagd, vor einem großen Eimer mit Wasser, schält die Kartoffeln, die in ihrem Schoße liegen, für die große Bewirtung, und wirft sie in den Eimer...

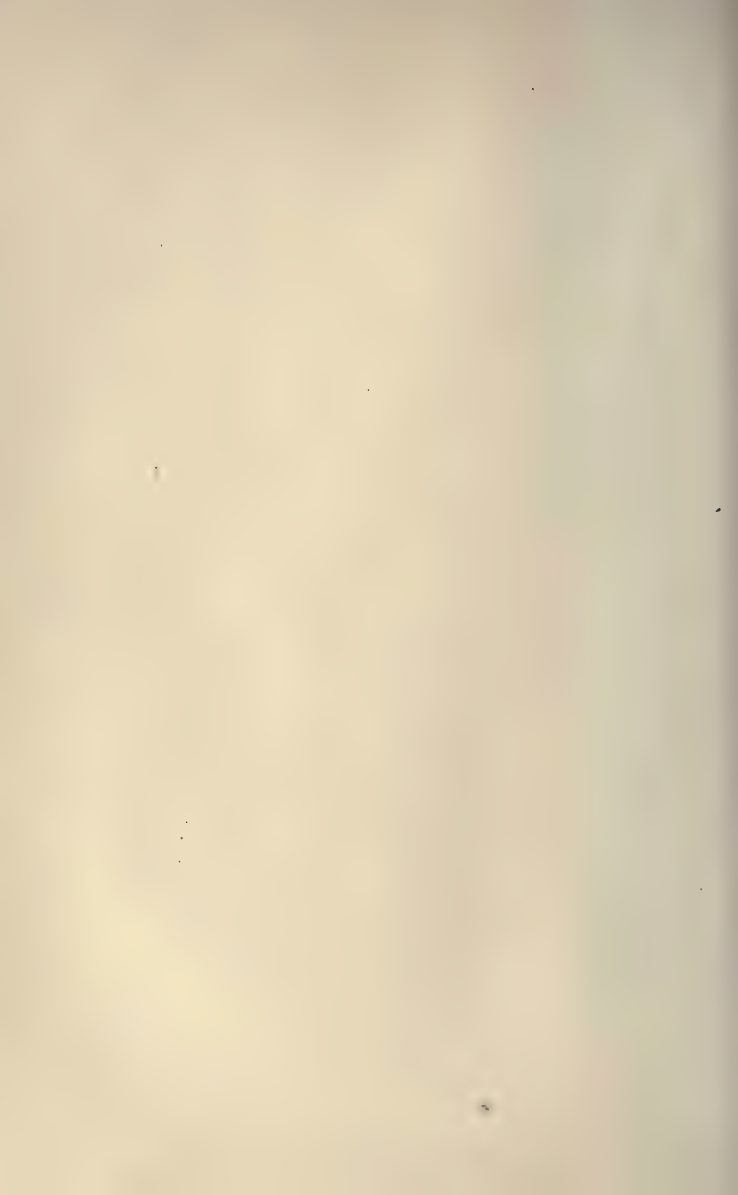
Notte steht hinter ihr und kneift sie in die kraftstrotzenden Arme.

„Nu, Jente, was wird werden?“ fragt er.

Und sie antwortet:

„Sollst so leben, wie du mich heiraten wirst.“

Der Rabbiner und der chassidische
Wunderrabbi



Lag-Boimer*) ist gekommen.

Die gute Mutter Erde, die in ihrer Gnade das Städtchen trägt samt allem, was darin ist, hat sich durch Gottes Güte verjüngt und prangt vom Kopf bis zu den Füßen in neuen Gewändern aus Laub und Gräsern. Grüne Knospen sprießen an allen Zweigen, unter allen Steinen und in allen Ritzen treibt das junge Gras, wiegt sich lieblich und fromm und saugt sein bischen Nahrung aus der Mutter Erde. Und die Mutter Erde hält ihnen allen ihre vollen Brüste hin und säugt und sättigt jedes offene Mäulchen, das nur den Wunsch hat, zu saugen. Alles ringsum, du Vater im Himmel, erfüllt seine Sendung, gehorcht und vollbringt dein Geheiß seit den Tagen der Schöpfung. Das Gras wächst und streckt sich, weil's ihm Erfüllung des Gebotes ist, zu wachsen. Die Vöglein haben über dem Fensterchen der alten Frauensynagoge ihr Nest gebaut und hüpfen den ganzen Tag in deinem frommen Schulgäßchen herum, wo man die Stimmen der heiligen Thora vernimmt. Sie tanzen und hüpfen da von einem Dach zum andern, und auf das Fenster der alten Synagoge, wo sie rasch ein Lobgebet oder ein Wort der Thora erwischen. Und dann huschen sie, selbst ein Gebet zwitschernd, zur Erde hinab, und das eine oder andere von ihnen pickt ein Stückchen* Brot oder Semmel auf, über dem ein Schulkind schon sein Gebet gesprochen. Und das Gebet des

*) Halbfest im Frühling.

Kindes erlöst die verzauberte Menschenseele, die in das Vöglein gebannt ist, und das Vöglein flattert von dannen.

Und deine weiten Himmel dehnen sich und fließen ineinander über und verirren sich weit und breit über fremde Länder und beschützen deine kleine Welt so, wie du es ihnen geboten hast von Anbeginn. Das Wasser hinter dem Städtchen ergießt sich Welle auf Welle, aus fremdem Land in fremdes Land, wie im stillen Gebet, mit dem es dir für alles danken will, du einziger Vater. Auf seinem Wege erzählt es in seiner Wassersprache eine leise, lange Geschichte. Unsichtbare Tauwolken steigen vom Wasser auf und hauchen die Felder an, die sich lang und breit ausdehnen. Ganze Nächte hindurch liegen die Tauwolken über den Feldern und tränken und erfrischen sie. Von den Feldern aber wehen verborgene Düfte und erfüllen mit Leben, erquicken und letzen jedes deiner Geschöpfe, das ihnen auf dem Wege begegnet.

Lag-Boimer.

Auf der Straße, vor den Türen und Toren, sitzen die Hausfrauen mit Strickzeug in den Händen und erzählen sich Geschichten. Und die Schuljungen, die keinen Ausflug gemacht haben, stehen herum und zupfen die Mütter an den Schürzen: „Mutter, einen Zweier!“ Die fromme Rabbinersfrau in ihrem halbfeiertäglichen weißen Schal sitzt vor ihrer Tür und mit ihr die Frau des Schlächters und die Frau des Kantors. Auf den wenigen Bäumchen, die sich — Gott weiß, auf welche Weise — in das Schulgäß-

chen verirrt haben, klettern die Schuljungen herum und brechen Zweige ab. Vom Feld kommen barfüßige Jungen gelaufen mit ganzen Haufen gelber Butterblumen und rufen laut:

„Nimm dir Blumen — gib mir Knöpfe!“

Die Knaben reißen die Knöpfe von ihren Röckchen und Höschen ab und tauschen sie gegen Blumen ein. Dann kommen sie zu ihren Müttern zurück, die Hände voll Blumen und die Höschen heruntergerutscht...

Mitten auf dem Markte wird plötzlich eine mächtige Leinwand ausgebreitet, und ein Leierkasten ertönt. Kinder kommen von allen Ecken gelaufen, und später auch Erwachsene. Bald ist ein Kreis um die Leinwand gebildet, und ein Mensch in einer seltsamen Mütze ohne Schirm und einem gestrickten Hemd mit breitem Gürtel, in Schuhen und Strümpfen, dreht sich mit einer Peitsche in der Hand in dem Kreise herum, schlägt mit der Peitsche nach den Gaffern und wirft ihnen die Hüte herunter, während der Leierkasten seine Weisen spielt.

Plötzlich erscheint ein hochgewachsener Bursche, das Gesicht ganz mit Kreide beschmiert, ganz in ein Trikot gekleidet, auf dessen Hinterteil eine Uhr aufgemalt ist. Er stellt sich eine lange Stange auf den Leib, zu deren Spitze eine ganze Familie emporklettert, um dort ihre Kunststücke zu zeigen. Der Leierkasten spielt, und der Mann teilt über die Gesichter und die bloßen Köpfe seine Hiebe aus. Dann tritt ein halbnacktes Mädchen mit anmutigem Näs-

chen und roten Bäckchen auf, in einem Kleidchen, das bis zu den Knien reicht, mit aufgelöstem blonden Haar, in das Ketten und Kameen eingeflochten sind... Hierauf erscheint noch ein Mann, der Schwerter schluckt, immer eins nach dem andern, und noch ein zweiter, der jenem aus dem Munde statt der Schwerter lange Tücher und Frauenhauben herauszieht. Geh und frag, wie er's macht!

Der Leierkasten spielt dazu, und der Mann mit der Peitsche knallt über die Köpfe hinweg.

Es war einmal im Städtchen ein Schneider, von dem man nicht wußte, woher er kam, und wohin er ging. Er war einer von den Tausenden, deren Leben vor unseren Augen wie ein Schatten vorüberzieht, von deren Dasein, deren Geburt und Sterben die Welt gar nichts merkt. Das Brot, das sie essen, mag auf verborgenen Feldern wachsen, und das Fleisch, das sie verzehren, ist von Tieren, die auf verborgenen Wiesen weiden — sonst würde man sich doch einmal fragen: Wo ist das Brot von den Feldern hin? Wohin ist das Vieh von den Wiesen verschwunden?

Dieser Schneider also war ein Mensch, der mit niemand zu tun hatte außer mit Gott, seinem Schöpfer. Die Nacht verhüllt noch den Himmel, wenn der Schneider sich schon bereit macht, in die Synagoge zu gehen. Dort hinter dem Ofen, am Schrank mit den heiligen Büchern, dankt er seinem Schöpfer dafür, daß er ihn geschaffen, für das Brot,

mit dem er ihn ernährt und für die Gnade, die ihm nach seinem Tode zu teil wird, wenn Gott ihn zu sich beruft. Niemand hält es der Mühe wert, einmal hinzuschauen, wenn ein Schneider in die Synagoge geht oder an seinen Bauernröcken näht. Und sieht einmal jemand hin, so erscheint ihm die Sache so alltäglich und gewohnt wie der Pflock, der mitten auf dem Markte steht. Es fragt ja auch niemand, was der Pflock da soll, wozu er dient.

Chane, die Frau des Schneiders, hat sich die fromme Pflicht auferlegt, jeden Freitag Abend in der alten, längst verlassenen Frauensynagoge zwei Kerzen anzuzünden. Es ist eine Pflicht, die von der Mutter und Großmutter auf sie übergegangen ist. Niemand hat danach gefragt, wer die zwei Seelenkerzen anzündet, die jeden Freitag abend aus den Fenstern der alten Frauensynagoge schimmern, ob etwa die alten, längst verstorbenen Bürgerfrauen aus ihren Gräbern aufgestanden sind. Man hätte sich vielmehr gewundert, wenn eines schönen Freitag Abends die beiden Kerzen nicht gebrannt hätten. Dann hätte man etwas vermißt, ohne doch recht zu wissen, was. Für diese zwei Kerzen, die die schlichten Frauen durch mehrere Geschlechter Gott geweiht hatten, waren sie belohnt worden mit einem lebendigen Licht: Reb Dovidl, dem Rabbiner der Stadt.

Nach langen, kinderlosen Ehejahren hatte Gott das Gebet der Schneidersfrau erhört und ihr einen Sohn geschenkt, dem sie den Namen Dovidl gab.

Aus ihm nun wurde Reb Dovidl, der jetzige Rabbiner der Stadt. Von klein auf war Dovidl ganz anders geartet als die übrigen Kinder der Stadt. Das erste Gebetbüchlein, das der Vater ihm kaufte, damit er das ABC daraus lerne, trägt er noch heute in seiner Brusttasche mit sich herum. Schon in der Wiege wollte er nicht mit bloßem Kopfe schlafen, und als er ein Jahr alt war, lallte er bereits Segensprüche an der Mutterbrust.

In der Schule hat er mit großem Eifer gelernt. Er war gerade kein Feuerkopf, was aber einmal in sein Hirn hineingekommen war, saß darin fest. Fromm und tugendsam ging er seinen sicheren Weg, nicht ein Haar breit vom Schulchan Orech*) abweichend. Hundertundeinmal hatte er die gelehrte Schrift wiederholt und samt den Kommentaren auswendig gelernt, so daß er mit verbundenen Augen, nur die Finger gebrauchend, jeden Buchstaben herausfinden konnte.

Als Reb Berl seligen Andenkens, der alte Stadtrabbiner, dahingegangen war und nur eine einzige unversorgte Tochter hinterlassen hatte, begannen die Bürger davon zu reden, daß Dovidl die Waise heiraten und Reb Berls Nachfolger werden solle.

Die Chassidim waren dagegen. Was? Der Sohn Leisers, des Schneiders, soll Rabbiner werden? Aber die Bürger, die den Ruhm haben wollten, daß einer aus ihrer Mitte den Weg der Seligkeit ginge, bestan-

*) „Gedeckter Tisch,“ ein Buch der Lebensregeln für die Frommen.

den fest auf ihrem Vorhaben. Ein wilder Streit entbrannte. Eines schönen Tages aber taten die Bürger sich auf dem Friedhof zusammen, vermählten Dovidl mit der Waise, klopfen an Reb Berls Grab und riefen ihm zu: „Wir gratulieren — Euer Schwiegersohn ist der Nachfolger!“

Die Chassidim fürchteten sich, den Toten zu beleidigen, schwiegen still und warteten ab.

Reb Dovidl aber hielt sich an seinen Talmud und die sonstigen rituellen Bücher, in denen er Tag und Nacht studierte. Er befließigte sich einer Lebensführung, wie sie den Bürgern der Stadt wohl gefiel: er war Mitglied der Psalmengesellschaft und pflegte schon vor Tagesanbruch, bis zum Sonnenaufgang, mit den Bürgern Psalmen zu lesen; er betete mit den ersten Zehn, die frühmorgens in die Synagoge kamen, und vor jedem Neumondtage hielt er eine kleine Versöhnungsfeier in der kalten Synagoge ab.

Die Chassidim hatte das alles gewaltig verdrossen, und nach ihrer Art beehrten sie laut auf gegen ihn und nannten ihn nur „Dovidl, der Schneider“. Ein Chassid ging sogar so weit, ihn während einer Beschneidung zu beleidigen und ihn „Schneiderjunge“ zu schimpfen. Die Bürger wollten den Chassid zur Verantwortung ziehen, aber der Rabbiner beruhigte sie und pflegte sich selbst seither zu unterzeichnen: „Ich, der Geringe, Dovid, der Schneiderssohn“.

Die Chassidim, die mit ihm in derselben Synagoge gebetet hatten, konnten es nicht über sich gewinnen, ihn „Rabbi“ zu nennen, und hielten sich fern von ihm.

Er ging ihnen gleichfalls aus dem Wege und zog ihnen die Holzhacker und Wasserträger vor.

Ein innerer Drang trieb ihn, das, was er selbst schon wußte, den andern mitzuteilen. Jeden Freitag Abend pflegten die Bürger sich mit der Bibel in der Hand in der Synagoge zu versammeln, wo er dann mit ihnen den Wochenabschnitt las. Er trug ihnen Kapitel aus dem Midrasch vor, und die Bürger leckten sich die Finger nach seinen süßen Worten. Am Sabbat, nach dem Mittagsschlaf, setzte er sich gewöhnlich in der Synagoge unter die Handwerker, mit einem Psalmenbuch in der Hand, und las mit ihnen die Psalmen: er sprach ihnen alles Satz für Satz vor, und sie wiederholten es Satz für Satz. Er sprach die Worte singend, und seine Stimme drang aus der Synagoge in das Gäßchen, wo sie die Leute gleichsam zur Andacht rief. Die jungen Sabbatgaffer, die auf der Straße getändelt hatten, ließen ihr Spiel im Stich; die Fuhrleute und Fischer, die im Gäßchen mit ihren Frauen auf und ab spazierten, hießen diese heimgehen und eilten nach der Synagoge. Das Bethaus wird jedesmal voller und voller, und der Rabbiner steht mitten in dem Meer von Menschen und liest die Psalmen, die die Menge Satz für Satz wiederholt.

Die Gemeinde wußte, daß sie in Reb Dovidl einen Mann hatte, auf den sie sich verlassen konnte. Ging es jemandem schlecht, so suchte er den Rabbiner auf, und der hatte für ihn eine gute Arznei: die Psalmen. Wer es auch immer war: Reb Dovidl

stellte sich mit ihm in eine Ecke seiner Stube und begann mit ihm Psalmen zu lesen. Und so wie der Ratsuchende die Stimme des Rabbiners vernahm, die gleichsam aus einem gebrochenen Herzen zu kommen schien, brach er in Tränen aus und ging mit erleichtertem Gemüt davon.

Als Dovidl Rabbiner geworden war, hatte er die Erfüllung eines Gebotes auf sich genommen, dem er selbst um den Preis seines Lebens treu bleiben wollte, und dem dereinst auch seine Erben, falls Gott ihm welche schenkte, von Geschlecht zu Geschlecht folgen sollten. Es war das Gebot des Erzvaters Abraham, das Gebot der Patenschaft. Ausdrücklich hatte er sich das bei der Bürgerschaft ausbedungen, daß er alle Patenstellen bei den neugeborenen Knäblein allein übernehmen sollte.

Für das Seelenheil seiner Eltern, denen sein frommes Werk zugute kam, hatte er so bestens gesorgt.

Reb Dovidl ging in seiner Stube auf und ab, Runzelte die hohe Stirn und stöhnte von Zeit zu Zeit schmerzlich auf. Hindele, seine Gattin, saß in einem Winkel am Ofen, hielt die langen, bleichen Hände vor ihr Gesicht und weinte bitterlich.

„Ich tu mir was an, Dovid, ich kann es nicht ertragen!“

„Und ich sage dir: es kommt sicher vom Himmel! Der Himmel will es nicht haben. Was kann ich dagegen tun? Gewiß muß es so sein! Eine ganze Ge-

meinde soll meinetwegen verhungern? Die Stadt soll, Gott behüte, untergehen? Sie haben vor mir geweint — das Herz hat mir's zerschnitten.“

„Ach, aber die Schande, Gott im Himmel! Du kannst es doch nicht sehen, Mann, wenn man Blut vergießt!“

„Ach, Weib, Weib! Man darf sich nicht rächen! Komm zur Besinnung, daß du dich nicht versündigst!“

„Du einziger Vater!“ stöhnte die Frau, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend, neben denen die langen goldenen Ohrhinge herabhingen.

Der Rabbiner trat vor seinen Bücherschrank, nahm ein Buch heraus und vertiefte sich in seine Lektüre.

In der Tür erschien Judel, der Lehrer, der auch die Beschneidungen vornahm, und rief der Rabbinerin zu:

„Vergib mir, Rabbinerin!“

Die Rabbinerin richtete sich empor.

Der Rabbiner bemerkte es und winkte Judel mit dem Finger.

„Nun, was? Sie kommen schon?“

Judel neigte den Kopf.

„Bei mir haben sie es durchgesetzt. Gewiß ist das alles vom Himmel. Ich bin nicht berufen zur Erfüllung dieses heiligen Gebotes.“

„Rabbi!“

„Meinetwegen sollen Menschen verhungern?! Nun, was ist für ein Unterschied? Ich hab' mir

schon ein anderes Gebot zur Erfüllung erwählt: die Begrüßung der Fremden. Das können sie, mein' ich, mir nicht wegnehmen. Und wie steht's mit dir, Judel? Hast du deinem Amte entsagt?"

„Ich weiß nicht. Gewiß... Aber was ist's schon, ohne Euch, Rabbi?"

„Es ist ein altes Vorrecht. Nach dem Gesetz darfst du nicht drauf verzichten, solange..."

Vom hinteren Fenster her vernahm man plötzlich lauten Lärm. Leute kamen näher, und ein Laufen und Schreien begann: „Den Zettel! Den Zettel!“ Man hörte die Stimme des blinden Schusters:

„Rabbi! Unser Rabbi! Ein schwarzes Jahr werdet ihr euch bereiten!“

Man klopft gegen die Haustür, man versucht sie aufzureißen, während andere sie zuhalten. Stöcke fuchteln durch die Luft, ein Klirren ertönt, und durch das zerbrochene Fenster fliegt etwas in die Stube. Die Rabbinerin schreit auf und faßt ihren Mann am Rockzipfel. Von draußen ertönt der Ruf: „Die Schlächter kommen!“

Der Rabbiner öffnet hastig die Tür und tritt hinaus. In der Gasse steht die Menge, Kopf an Kopf gedrängt, Männer, Frauen und Kinder, Werktagsmützen durcheinander mit feiertäglichen Samtmützen. Alles ist schwarz von Menschen, wie bei einer Beerdigung... Alles läuft und schreit, Männer reißen einander an den Bärten, schwingen ihre Stöcke über den Köpfen. Der Hochgewachsene ragt über die anderen hinweg und schiebt mit den

langen, hageren Armen die Köpfe der Menge beiseite.

„Ihr Sünder!“ ruft der Rabbiner laut in die Menge hinein.

„Der Rabbiner! Der Rabbiner!“ tönt es aus der Menge. Es wird still ringsum, alle lassen die Köpfe sinken und warten auf etwas. Einer versteckt sich hinter dem andern, damit Reb Dovidl ihn nicht erkenne.

„Ihr Juden, warum schlagt ihr euch wie die Heiden?“ schrie der Rabbiner in bittrem Schmerz, und Tränen stürzten ihm aus den Augen.

Düsteres Schweigen lag auf der Menge. Nur eine Stimme ließ sich aus der Masse der schwarzen Köpfe vernehmen:

„Den Zettel wegen der Patenschaft! Den Zettel!“

Man sah sich nach dem Sprecher um, aber er war schon untergetaucht in der Menge.

„Was? Einen Zettel wollt ihr? Da habt ihr ihn, nur, damit Friede sei. Euer Rabbi will doch auch nur das!“

Niemand erwidert ihm etwas.

„Unser Rabbi!“ keuchte der blinde Schuster unter Tränen. „Die Cholera soll Euch in'n Leib fahren!“

Niemand wagte zu lachen.

Ein kleines Männchen trat aus der Menge hervor, näherte sich dem Rabbi und sprach, die Augen anständig verdrehend, wie wenn er das Gebet über der heiligen Thora hersagte:

„Der Rabbi wartet vor der Stadt. Wir sind gekommen, um die Bescheinigung zu holen, daß Ihr auf die Patenschaft verzichtet.“

Der Rabbiner ging in die Stube. Reb Jizchok Judels — kein anderer als er war das kleine Männchen — folgte ihm auf dem Fuße, und die Chassidim drängten, die andern Bürger mit den Ellbogen wegschiebend, hinter den beiden her.

Reb Dovidl ging ein paar Mal in der Stube auf und ab. Dann trat er an die heilige Lade, die in einem Winkel stand, und sprach, sich ernst, wie im Gebet, hin und her wiegend:

„Er, der da sprach, und die Welt ward — er weiß, daß ich nicht aus freiem Willen auf die heilige Pflicht verzichte, deren Erfüllung ich mir selbst um den Preis meines Lebens auferlegt habe. Ich tu's um des Friedens willen.“

Er ging an den Tisch, nahm eine Feder und begann zu schreiben.

Die Chassidim schwiegen still. Aus der Nebestube klang das Schluchzen der Rabbinerin. Der Rabbiner erhob sich, und Reb Jizchok Judels streckte die Hand nach dem Schein aus.

„Nein,“ sprach der Rabbiner. „Erst die Begrüßung der Fremden! Hindl, meinen Rock!“ rief er in die anstoßende Stube hinein.

Hindl ging mit verweinten Augen zum Kleiderschrank.

„Sieh, Weib, ich freue mich und preise Gott, daß er mir das eine Gebot genommen und ein

anderes dafür gegeben. Und du sitzt da und trauerst!“

Die Rabbinerin trocknete sich die Augen mit der Schürze.

„Kommt, laßt uns das Gebot der Begrüßung der Fremden erfüllen!“ rief der Rabbiner der Menge zu, als er, Judel den Lehrer am Rockärmel mitziehend, auf die Straße hinaustrat.

„Dem Rabbi entgegen!“ ließ Reb Jizchok Judels seine Stimme vernehmen.

Und alles strömte vor die Stadt hinaus.

Das ganze Städtchen zog mit dem Rabbiner hinaus, um den chassidischen Rabbi zu begrüßen.

Aus jeder Tür erschienen Männer, die schnell ihre Sabbatröcke angezogen und die Samtmützen aufgesetzt hatten. Mitten am hellen Tage wurden die Läden geschlossen und die Türen zugeschlagen. Alles strömte auf den Landweg hinaus. Die Bürger, die gesehen hatten, daß ihr Rabbiner dem Rabbi entgegenging, vergaßen ihre Feindschaft gegen die Chassidim. Im Herzen freuten sie sich sogar: ein Wunderrabbi wird ins Städtchen kommen, Chassidim werden von allen Seiten zum Sabbat erscheinen, und das Städtchen wird einen neuen Aufschwung nehmen. Sie zogen ihre Sabbatröcke an und liefen dem Zuge nach, der immer länger und länger wurde. Die Handwerker ließen ihre Arbeit, die Krämer ihre Läden im Stich. Alles stürzte nach dem Konsker Weg hinaus. Aus Neugier hatten sich auch die

Christen dem Zuge angeschlossen. Von Reb Jecheskils Hofe kam eben Notte mit zwei Kaleschen gefahren. Die Pferde hatten neues, messingverziertes Geschirr. In dem einen Gefährt saß Reb Jecheskil mit seinen Söhnen und Enkeln, in dem zweiten Reb Chaim Rosenkranz, sein Kompagnon, mit seiner Familie. Als sie den Zug erreichten, stiegen sie aus dem Wagen und gingen zu Fuß, wie die andern.

Die Fluren ringsum lagen weit ausgebreitet da, in eins zusammenfließend, wie ein Meer von grünen Gräsern. Ein leichter Wind streicht über die Halme hin, daß sie in grünen Wellen auf und nieder wogen. Mitten durch das Grün ziehen sich schmale, ausgetretene Fußpfade, da und dort stehen wie verloren einzelne hohe Bäume, die sich gleichsam schämen, größer zu sein als alles um sie herum, und sich wie in einsamem Gebet hin und her wiegen. Zwischen den Feldern läuft, von zwei Reihen hoher Linden eingefaßt, der stille Landweg hin. Die langen Zweige, an denen eben erst die Blattknospen aufgesprungen sind, greifen von Baum zu Baum ineinander.

Und auf dem Wege kommt Gottes Gemeinde daher.

Zwischen den Feldern gehen die Lehrer mit ihren Schülern spazieren — — denn es ist Lag-Boimer, das Fest des Frühlings. Die jungen, mit Pfeil und Bogen bewaffneten Helden mischen sich in den Zug, der dem Rabbi entgegengeht. Die Chassidim haben sich rasch zusammengefunden. Hand in Hand oder

Arm in Arm schreiten sie daher und bilden gleichsam eine Gemeinde in der Gemeinde. Keiner fragte lange, wer mit ihm ging, sondern nahm einfach den Nebenmann beim Gürtel oder legte ihm die Hand auf die Schulter, und so schritten sie miteinander weiter. Die Kinder laufen den Erwachsenen unter die Füße, halten sich an ihren Kleidern fest und lassen sich mit fortziehen. Der Zug wird immer größer, von allen Ecken eilen Männer herbei, die sich umschlungen halten und laut singen: „In der Fülle des Volkes erstrahlt des Königs Würde...“

Und die Stimmen aus tausend Herzen klingen in eine Stimme zusammen, wie wenn tausend Seelen ineinander fließen, und die eine Stimme hallt über die Felder und Wälder, und irgendwoher antwortet ihr das Echo: „In der Fülle des Volkes erstrahlt des Königs Würde...“

Über den Fluren aber wölbt sich die strahlende Himmelsweite. Von allen Ecken der Welt ziehen silberklare Wölkchen heran, und eins schwebt immer über dem anderen. Irgendwo, ganz weit am Himmel, ballt es sich dunkel zusammen, aber die schwarze Wolke zerrinnt, und aus ihren Rissen flutet das Sonnenlicht hervor, mit hellem Glanz eine Wiese übergießend, die sich wie ein leuchtender grüner Fleck von den übrigen Fluren abhebt.

Und die lichten, weißen Wölkchen reihen sich aneinander, wie die Chassidim dort unten, und bilden oben am Himmel gleichsam einen zweiten Zug, der hinter der Gemeinde her dem Wunderrabbi ent-

gegengelt, um ihn von Angesicht zu Angesicht zu begrüßen. Und über die Wiesen unten weht ein Windhauch und beugt die Gräser nieder, daß sie sich neigen und der vorüberziehenden Gemeinde nachgrüßen...

Die einsam auf den Feldern zerstreuten Bäume schütteln ihre Zweige und grüßen aus der Ferne, und weit und breit ringsum tönt die Stimme des Volkes: „In der Fülle des Volkes erstrahlt des Königs Würde...“

Der Rabbiner geht mit einigen der Bürger auf der einen Seite des Weges. Sie sehen, wie auf der andern Seite sich die Männer zueinander finden, wie sie eins werden mit Himmel und Erde, während sie, die Bürger, wie ausgeschlossen sind von der Gemeinschaft. Und es überkommt sie wie Ehrfurcht vor der großen Einheit, die da siegt. Und einige dieser Bürger stehlen sich nach und nach zu den Chassidim hinüber.

Bald steigt auf dem Wege eine große, himmelhohe Staubwolke auf, die näher und näher kommt und gleichsam verkündet: „Der Rabbi kommt! Der Rabbi kommt!“

Und die Juden, groß und klein, stürzen sich in diese Wolke hinein und reißen sie auseinander, daß alsbald ein Wagen sichtbar wird. Und im Wagen sitzt der Rabbi in einem weißen Atlasgewande, das sich hell abhebt von den schwarzen Samtmützen und Schläfenlößchen. Der Rabbi, ein alter grauer Mann, hält die Hände auf der Brust und blickt zum

Himmel empor, und seine hohe, edle Stirn furcht sich von Zeit zu Zeit...

„Friede sei mit euch!“

Und plötzlich strecken alle Hände sich ihm entgegen: magere und fette, lange und dicke, bleiche und rote, glatte und behaarte — ein ganzes Meer von Händen, alle durcheinander. Eine Hand streckt sich immer über die andere vor, und der Rabbi drückt sie alle.

Und schließlich steht auch Reb Dovidl, der Rabbiner, vor dem Rabbi und streckt ihm seine Hand entgegen.

„Friede sei mit Euch!“

„Friede mit Euch! ... Wer ist das?“ fragt der Rabbi.

„Der Rabbiner der Stadt.“

„Der Rabbiner der Stadt? So?“

„Ich bring Euch den Zettel,“ sagt der Rabbiner, den Schein überreichend.

Der Rabbi streckt die bleiche Hand nach dem Zettel aus.

„Ich will Ihnen das Verdienst schenken, dreimal den Talmud von Anfang bis zu Ende studiert zu haben,“ stammelte der Rabbiner nach kurzem Nachdenken.

Unter der Menge entstand ein Gemurmel.

„Zu wem fährst du?“ fragt der Rabbi lächelnd, während er den Schein in die Brusttasche steckt.

„Zu niemand.“

„Zu niemand? Nun, dann wirst du mit mir zu Tische sitzen,“ lächelte der Rabbi.

Der Rabbiner stand noch eine Weile da. Die Chassidim aber drängen vor und schieben ihn zur Seite. Und immer neue Hände strecken sich dem Rabbi entgegen.

„Laßt uns das Nachmittagsgebet sprechen, Ihr Männer,“ sagte der Rabbi laut und stieg aus dem Wagen.

Hart am Wege stand ein kleines Wäldchen, so dicht, daß die Bäume wie mit einem einzigen Gürtel umschlungen erschienen. Der Rabbi schritt voraus nach diesem Wäldchen, und die Menge folgte ihm.

Es dämmerte bereits. Die Sonne schien noch zwischen den Bäumen hindurch und warf da und dort goldene Flecke auf das Grün. Es war still in dem Wäldchen, wie wenn ein leises Geheimnis es vor langer, langer Zeit verstummen ließ...

Der Himmel erglühte in keusch rot-violetterm Licht über dem Wäldchen. Im Dickicht rief ein einsamer Vogel. Ein Baum ward in der Ferne gefällt, und sein Wipfel flüsterte im Sturze das Sterbegebet.

Und rings um den Wald steht die ganze Welt voll Erwartung...

Noch war das jungè Grün nicht ganz aufgegangen, noch war es in der ersten Entfaltung. Eben erst hat die Erde ihm ihre nährende Brust geboten, eben erst hat es begonnen, zu saugen und Nahrung zu ziehen. Alles ringsum hat eben noch angefangen zu leben und wartet auf Erlösung und Segen.

Die Menge zerstreute sich im Walde, hinter jedem Baum steht ein Mensch, die jungen Kinder

hinter den jungen Bäumchen und Sträuchern. Alle wiegen sich ernst und tief. Der Segen des Rabbiners klingt wieder in dem Wäldchen, während seine Hand durch die Luft schwebt:

„Segne uns, Herr, unser Gott, dieses Jahr und alle seine Erzeugnisse, zum Besten. Breite Segen aus über das Antlitz der Erde, sättige uns mit ihren Gütern und segne unsre Jahre. Gelobt seist du, Gott, Segner der Jahreszeiten!“

Und alles ringsum betet, bittet und dankt Gott, und Himmel und Erde neigen sich zueinander und Menschen und Bäume bilden nur eine Gemeinde. Die Bäume wiegen sich mit im Gebet, die Zweige berühren einander, die Gräser schwanken hin und her, die Vögel rufen und zwitschern in den Zweigen, aus der Tiefe des Waldes hallt das Echo wieder, und die Axt des Holzhackers tönt aus dem Dickicht. Alle Stimmen fließen in einem einzigen großen Akkord zusammen, alles hat sich umschlungen und ist ein Gebet, ein Herz, eine Seele geworden. Und dort tief im Walde ist der Abglanz Gottes eingezogen zwischen den Bäumen und betet mit.

Und Gott und Welt, ineinander versenkt, halten gemeinsam Andacht.

Dann wird alles stumm.

Die Bäume haben aufgehört, sich zu wiegen, das Gras, sich zu bewegen. Der Vogel im Dickicht ist verstummt, und die Axtschläge schweigen. Es ist, als ob die Welt einen Augenblick aufhorchte. Im Walde, tief im Walde ist Gott, und er hört die alt-

bekannte Weise, und die Stimme des Rabbi weint im Walde:

„Blase das große Horn zu unserer Befreiung, erhebe das Panier, unsere Vertriebenen zu sammeln!“

Ringsum ist's still. Ein dunkler, trauriger Nebel breitet sich dort aus, wo Gottes Abglanz ruht. Ein wehmütiges, verlorenes Brausen geht über die Wälder und Felder, breitet sich weithin aus und erzählt verborgene Geheimnisse.

Es war ein Gruß Gottes an die Gemeinde Israels aus längst entschwundenen Zeiten...

Der Rabbi hat sein Gebet beendet. Unter den Bäumen spricht ein Häuflein von Kindern noch das „Lobgebet der Waisen“, und vielleicht betet auch manches Bäumchen für seine Eltern mit, oder die Kinder beten auch für sie.

Der Rabbi ist wieder in den Wagen gestiegen. Die Pferde werden ausgespannt, und ganze Haufen von Männern spannen sich vor. Dicht aneinander gedrängt sind die Köpfe, und die Hände greifen nach den Rädern. Das weiße Gewand des Rabbi schwebt schimmernd über dem Meer von Händen und Köpfen, das vor ihm und hinter ihm wogt, und alle rufen einstimmig:

„In der Fülle des Volkes erstrahlt des Königs Würde.“

Und hinter dem Zuge senkt sich ein dunkles, trauriges, liebes Tauwölkchen nieder und tränkt und nährt jedes Mäulchen, das sich ihm öffnet.

Der Segen des Rabbi...

Und je näher die Menschenwellen der Stadt kommen, desto breiter schwellen sie an. Weiber, Greise und Kinder strömen aus der Stadt herbei und gesellen sich zu der Menge, die unter dem einstimmigen Rufe: „In der Fülle des Volkes...“ in die Stadt einzieht.

Ein kleines vergessenes Tauwölkchen, das von den Wassern aufgestiegen ist, hat sich zärtlich über das Städtchen ausgebreitet, um es zu schützen, und hat es eingehüllt und eingelullt, daß es friedlich einschläft.

Weit im Gäßchen vernimmt man das Weinen eines Kindes.

Aus Reb Jecheskils hohen Fenstern, die auf das Schulgäbchen hinausgehen, fällt helles Licht in den Abendnebel, und eine stille, verträumte Weise tönt von dorthin in das Gäbchen.

Der Rabbi ist dort abgestiegen.

Aus den Fenstern der Synagoge, die Reb Jecheskils Hause gegenüberliegt, schimmern alltäglich spärlich sechs kleine Kerzen, und das kalte Werktagsgebet „Er, der Erbarmer“ reißt sich los aus einer greisen Schneidersbrust:

„Es wird die Missetat vergeben und uns nicht verderben...“

Tief im Gäbchen tönt, durch den Nachtnebel gedämpft, die ausgelassene Stimme eines Knaben:

„Nimm dir Blumen — gib mir Knöpfe!“

Die Sommerabende

Als die „drei Wochen“ in das Städtchen hereingeschlichen kamen, wurde das Sommerleben jäh abgebrochen; die Welt sah aus wie eine Prinzessin, welche in ihren festlichen Gewändern dasitzt und von ihrem Liebsten träumt. Ein Windchen bläst und weht über die Grashalme, bewegt sie hin und her, und jedes Blättchen auf dem Ast, jeder Grashalm am Boden weint still in sich hinein um die ganze Welt.

Liebe Sommerabende! Aus verborgenen Welten kommen Massen leuchtender und Massen finsterer Wolken über den Himmel gezogen und vermischen sich in dem weiten Himmelsraum. Die Herrlichkeit von Hell und Dunkel wird von blauen, weitgespannten Vorhängen verhüllt. Licht in Licht verwickelt hängt weit und breit über dem Wasser und spiegelt sich in seinen glitzernden, spiegelklaren Wellen; und die Wellen folgen einander, Welle auf Welle, wie wenn sie ihr Herz vor einander ausschütteten; fern, fern neigt sich der Himmel zum Wasser herab, und das Wasser geht im Himmel auf, Himmel und Wasser geben einander den ersten unschuldigen Kuß der Liebe und begeben sich in den dichten Wald zur Ruhe, in den schwarzen Wald, am Ende der Welt...

Liebe Sommerabende in der Schulgasse! Dunkeltraurige Nebel schmiegen sich an das stille Gäßchen und hüllen es ein, als wollten sie es vor menschlichen Augen verbergen; hinter dem dunklen Wald, am Rande der Welt, schimmert noch eine letzte Röte hervor, wie zwischen blauen Meeren abgerissene, ver-

gessene Inseln. — Aus dem Fenster des alten Bethauses winkt ein Lichtlein, und eines Frommen Stimme weint im Gäßchen und klagt der Mutter Nacht... Und die Mutter Nacht nimmt seine Klage auf, versenkt sie in geheimnisvolle Welten und verwandelt sie in einen Ton des Nachtchors; die Frösche im Wasser sekundieren ihm im Takt. Aus dem schwarzen Wald kommt ein verlorenes Rauschen gezogen, und die Nacht nimmt alle die Stimmen in sich auf und verhallt auf dem schwarzen Wege zum Friedhof... Aus dem Fenster des Wunderrabbi dringen zwei große Lichtstrahlen. Er selbst geht im weißen Kaftan einsam in seiner Stube auf und ab, und so oft das weiße Gewand an den beiden Fenstern vorbeizieht, scheint etwas über den weißen Zaun zu huschen, der sich den Fenstern gegenüber befindet. Vor den Häusern haben sich halbentkleidete Menschen, Bürger und Hausfrauen, müde vom Tage, auf Betten hingelagert, um „frische Luft“ zu genießen. Kleine Mädchen spazieren untergefaßt vor den Türen und singen laut:

Geht ein Graf in den Wald hinein,
Trifft ein Mädchen stehend am Baum.
Mädchen, Mädchen, was machst du
Im Wald allein?
— Ich bin in den Wald gegangen
Und finde den Weg nicht heim...

Auf den Zaun des Gartens Channesara's, aus dem mit Birnen beladene Zweige in den Marktplatz

hineinragen, klettern die Schulknaben. Sie erhaschen die Zweige und pflücken das unreife Obst. Der Gärtner stürzt heraus, die Kinder entfliehen, nur eins ist zum Unglück hängen geblieben. Der Gärtner reißt ihm die Mütze vom Kopf, und der Junge steht da und weint; er hat Angst, nach Hause zu seiner Mutter zu gehen. Die Kühe kehren von der Weide zurück, der Hirt spielt auf seiner Pfeife. Die Bürger erheben sich und führen ihre Tiere in den Stall. Von irgendwo läßt sich eine Harmonika vernehmen, es ist Stefan, der einzige Nichtjude der Gasse, der seinem Mädchen Liebeslieder spielt, und die Töne der Harmonika vereinigen sich mit der klagenden Weise des Frommen zu einer traurigen, herzbewegenden Melodie, die fern im Gäßchen verklingt.

Liebe, liebe Sommerabende in der Schulgasse! Fern dort in der Richtung des schwarzen Weges zum Friedhof lustwandeln die höheren Schüler des Bethauses in ihren leichten Sommerröcken auf und ab; dort promenieren auch die wohlhabenden Töchter in ihren leichten Kattunkleidchen. Die Jünglinge auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite. Wirft ein Jüngling einen verschämten Blick hinüber, mit den Augen seine Braut suchend, von der er das Verlobungsgeschenk, eine goldene Uhr, auf der Weste trägt, dann schämt er sich, und sein Herz klopft ihm... Will ein Mädchen schüchtern ein Auge auf die Jünglinge richten, um ihren Bräutigam herauszufinden, so tut sie es verstohlen vor ihren

Freundinnen, ihr Herz pocht im Stillen, und ihr dünnes Mieder bewegt sich...

Liebe Sommerabende in der Schulgasse! Jetzt sind wir aber in den „drei Wochen“, das Liebesspiel ist verboten und aufgeschoben bis zum Sabbat des Trostes.

Nur die Nebel, welche das Städtchen in liebe, trauliche Geheimnisse einhüllen, halten es wach; das Gäßchen schmiegt sich an den Nebel, der Nebel an das Gäßchen, und in der Stille weben sie geheimes Liebesspiel; die Düfte wehen von den Feldern herüber und erfrischen das Herz, die Brust weitet sich, es wird einem so leicht, so lieb, so süß, und man sehnt sich so, geliebt zu werden. Ach, lieber Vater im Himmel!

Liebe Sommerabende in der Schulgasse, wer euch besaß, wer euch verlor...!

Auf dem schwarzen Weg zum Friedhof, weit am Ende des Schulgäßchens, haben Welt und Nacht sich fest aneinandergeschmiegt und fest umschlungen in das Dickicht sich zur Ruhe begeben.

Auf dem schwarzen Weg zum Friedhof stehen alte abgestorbene Pappeln, wie wüste Gespenster mit abgehackten Armen und Beinen. Sie stehen da wie Geister von vorweltlichen Geschöpfen, wie stumme Zeugen vom Weltanfang bis zum Weltende... Nachts um zwölf kommen „lange Daitschen mit Riesenpeitschen“ und entlocken den Pappelzweigen süße, herzverzehrende Melodien, die die Brust mit Sehnsucht erfüllen und die Menschen in wüste Sümpfe locken.

Draußen im Felde, ins Gras gestreckt, liegen Gruppen von Chassidim und singen ein entsagungsvolles Lied:

„Armselige Bewohner von Hütten aus Lehm,
Wagt ihr das Auge zu erheben?
Was hat der Mensch vor dem Tier voraus?“

Sie singen dieses Lied nach der Weise jenes Kantors, den man lebendig begraben hat. Die Stimmen tönen über den Gräbern, die auf dem Hügel ruhen, wo sie, von Grün überwuchert, ein schweigsames Dasein führen. Es schweigen die toten Knochen im Geviert des Grabes, über dem ein kleiner Himmelsausschnitt glänzt. Der Wind bläst über sie hin; Erde geworden, schaffen sie das lebendige Grün: so kommen die toten Knochen zum wahren Zweck, zum letzten Ende alles Lebens von Ewigkeit zu Ewigkeit. Die ganze Welt wird eins, das Lebendige und das Tote, der Himmel und die Erde, jeder Grashalm, jeder Strauch, und alles ist ein Leben, eine Welt und ein Gott.

Auf der Seite des Weges spiegelt sich im Wasser die Nacht, wie eine zweite Welt. Die kleinen Lichter auf den Kähnen, die über Nacht im Wasser geblieben, strahlen weit hinaus. Von der Ferne erscheinen die Kähne wie graue dunkle Tiere, deren Pfoten in der finsternen Nacht hilflos verrinnen, und die Lichter, wie Augen in ihren Köpfen, flehen aus der Ferne um Hilfe.

Und auf dem schwarzen Weg, dort tief in der Nacht, hat Gott das Gesicht mit beiden Händen be-

deckt, und zwei große Tränen, die er um die Zerstörung des Tempels vergießt, sind auf die Erde niedergefallen und haben alles mit Tau bedeckt und getränkt...

Auf dem schwarzen Weg zum Friedhof wandeln in der dunklen Nacht ein Jüngling und ein Mädchen: Gabriel, der Sohn des Wunderrabbi und der zukünftige Erbe seiner Würde, und Leale, die jüngste Tochter Reb Jecheskils.

Sie hatte ihn einmal durch die Türspalte gesehen, als sein Vater bei ihnen zu Gast war. Frühmorgens, als sie noch in ihrem Bette lag, hatte sie durch das offene Fenster seine Stimme gehört. Er lernte laut, und seine Stimme vermischte sich mit dem Duft junger, vom Morgentau erweckter Gräser, sie drang zu ihr mit dem Blumenduft, und an ihrem Gesicht vorbeistreifend wiegte sie sich eine Weile über ihr, und in ihrer Brust hob sich ahnungslos etwas und wurde wach. Seitdem sehnte sie sich nach seinem edlen, engelhaften Gesicht, das unter seiner breiten Pelzmütze hell wie der Mond hervorschimerte. Sie aber wußte es kaum, wollte auch von nichts wissen. Doch spazierte sie jeden Abend zum Schulgäßchen hinaus. Etwas zog sie dorthin zu den „langen Daitschen mit den Riesenpeitschen“, die da ihre wunderbaren Melodien auf den Pappelzweigen spielten... Und sie lockten sie immer tiefer auf den schwarzen Weg hinab, immer tiefer und immer tiefer... Und auch ihn mußten sie wohl gelockt haben, denn auch er ließ sich verführen...

Und sie merkten gar nicht, wohin sie sich verirrt. Die Nacht sank auf ihre Häupter herab, umwob sie mit Finsternis und schützte sie vor menschlichen Augen. Die toten Grabsteine auf dem Hügel sind Zeugen, daß die Kinder kein Wort miteinander gesprochen, daß keines des anderen Hand berührte. Er auf der einen und sie auf der anderen Seite des Weges, so ließen sie sich von den herzverzehrenden Melodien verlocken, welche die Gespensterriesen mit ihren langen dünnen Fingern aus den Pappelnzweigen herausholten. Die Töne hallten in ihren Herzen wider wie ein Saitenspiel und zogen die Kinder immer enger an sich, lockten sie leise und spielten leise geheimnisvolle Lieder auf den Saiten ihrer Herzen in der Stille... in der Stille...

Die Nacht sank auf sie herab, und Tauwolken umschwebten sie von allen Seiten.

Alles um sie ist voll von Liebe. Himmel und Erde liegen miteinander umschlungen im Walde versteckt. Die Nacht schmiegt sich an die Welt und die Welt an die Nacht. Würzige Düfte steigen vom Felde, wehen über ihren Gesichtern und flüstern ihnen Geheimnisse, die man im Herzen herumträgt und niemals verrät...

Still bewegt sich die Brust und bangt sich nach etwas, und eine Sehnsucht ist auf allem gebreitet; die ganze Welt sehnt sich, ohne zu wissen, wonach und nach wem...

Im dunklen Wald liegt Gott, in einen schwarzen Mantel gehüllt, und sehnt sich nach sich selbst und

nach der Welt... Dort am Rande der Welt, wo das letzte rote Auge in die Bläue taucht, küssen sich Tag und Nacht und schmiegen sich aneinander.

Am Himmel irrt der leuchtende Mond durch die Welträume und sehnt sich...

Und das Mädchen und der Jüngling lassen sich von der geheimnisvollen Melodie verleiten...

Sie sind am Wasser angelangt und setzen sich da nieder.

Plötzlich ertönte in der Ferne ein heftiges Läuten... Dieses Läuten klang so schaurig, wie wenn eine Mutter in die dunkle Nacht hinaus klagen würde: „O weh! Man hat mir etwas Böses angetan!“

Der Himmel über dem Städtchen ist plötzlich hell geworden: wie eine rotglühende Wolke aus einem grell leuchtenden Meer stieg es auf, verirrte sich in die finstere Nacht und erhellte den halben Himmel. Ist's nicht, als ob eine mächtige Hand ein Stück Nacht von der Höhe hinweggerissen hätte, um der Welt den offenen Himmel zu zeigen? Oder hat sich vielleicht die Sonne einmal in ihrem Leben geirrt und ist vor der Zeit zurückgekehrt, anstatt in fremde Lande zu ziehen? Und unten auf der Erde lodert und glüht es, eine Feuerwolke wälzt sich über die andere, und in einer Flamme vereint, steigen sie auf zum Himmel und setzen ihn in Brand. Erde, Luft und Himmel lohen zusammen in einem einzigen Kuß, der Nachtschleier

ist heruntergerissen von der Welt, und es ist wieder Tag...

Aus der Ferne vernimmt man klagende Stimmen: die Stadtglocke läutet und läutet mit Kraft, wie wenn eine Mutter klagt.

Der Jüngling und das Mädchen sitzen am Ufer des Flusses. Die hellen Strahlen beleuchten das jenseitige Ufer, und von der Stelle, wo das Wasser sich gleichsam entzündet, kommen helle, leuchtende Wellen, die leise und geheimnisvoll den anderen Wellen erzählen, was vorgeht. Hier dehnt sich die Nacht noch über dem Wasser. Irgend etwas plätschert leise in der Flut... Die Toten kommen vom Friedhof, steigen über den Zaun und tauchen ihre Seelen ins Wasser unter, bevor sie zum Himmel emporsteigen, zum hohen Gericht.

Und das Wasser flutet leise und wäscht die Seelen, wäscht sie von den Sünden rein, und die Toten schwimmen mit den Wellen in den toten Wald hinein, um von da in den Himmel emporzuschweben...

Dort aber steht die Welt in Flammen. Eine Feuersäule steigt nach der anderen zum Himmel auf und läßt die Luft und den Himmel erglühen, und ihr feuriger Glanz spiegelt sich in den Wellen.

Auf heimlichen Wegen sind die Kinder in die Stadt zurückgekehrt.

Halbnackte Frauen und nackte Kinder raffen ihr bißchen Armut zusammen: Stöße von Bettzeug, Kissen, Hausgeräte, Geschirr — und fliehen damit

Gasse aus, Gasse ein vor dem Feuer. Mit fliegendem Haar, unter grausigem Geschrei jagen sie daher. Die kleinen Kinder halten sich an den Schürzen der Mütter fest, die größeren helfen ihnen die Bündel tragen, und alles läuft unter Jammergeschrei in die finstere Welt hinein, und das Feuer verfolgt sie mit ausgestreckten Zungen. Frauen tragen ihre Säuglinge in Kissen, Schwestern ihre Brüderchen und Brüder ihre Schwesterchen auf den Armen. Sie eilen mit ihnen in fremde Häuser, um sie in fremde Betten zu fremden Kindern zu legen. Das Feuer treibt die Menschen aus den Häusern, hetzt sie wie wilde Geister und jagt von Dach zu Dach. Es ist wie ein wildes Ungeheuer mit breiten, glühenden Tatzen, das aus fernen Wüsten gekommen ist und sich auf das Städtchen gestürzt hat, um alles, alles zu vernichten.

Juden und Christen schleppen Eimer voll Wasser herbei, das sie unter lautem Geschrei in die Flammen gießen. Das Feuer trinkt es unter spöttischem Knistern und verrichtet weiter sein verheerendes Werk. Manche heben die Türen und Fenster aus und rennen damit fort, ohne zu wissen, was sie tun. Halbwahnsinnige Frauen rennen in unordentlicher Kleidung und mit wirrem Haar umher, stürzen ins Feuer und rufen verzweifelt: „Meine Kinder! Meine Kinder!“ Verwahrloste, halbnackte Kinder rennen durch die Gassen, mit Bündeln auf den Schultern, und schreien wild: „Mutter, Mutter!“

Und alle diese Stimmen vereinigen sich mit dem Knistern des Feuers, das seine Zungen von einem

Dach zum andern schickt und Ruine auf Ruine hinter sich zurückläßt. Mitten in den Trümmern bleiben die hohen, schwarzen Schornsteine als Zeugen des verheerenden Unheils stehen, das das Feuer angerichtet hat. Manche Bürger schlagen mit Äxten und Hacken auf die Wände los und reißen die Dächer von ihren eigenen Häusern herunter. Ohne Gnade schlagen sie drauf los, wie wenn der Geist der Zerstörung über sie gekommen wäre und sie antriebe, alles in Trümmer zu schlagen und zu verwüsten.

Einer schlägt mit den Fäusten die Scheiben ein und jagt dann mit blutenden Händen durch die Gassen. Das Feuer aber ruht nicht, sondern streckt seine bösen, glühenden Tatzen von einem Dach zum anderen und verzehrt mit einem boshafte Knacken und Knistern, das die Stimmen der Frauen, der Kinder und der ganzen Menge übertönt, ein Haus nach dem anderen. Das Klagegeschrei steigt zum Himmel auf, und die Stadtglocke läutet und läutet unaufhörlich, wie wenn sie das Element um Gnade anflehen, sich ihm vor die Füße werfen oder es vor einer Geheimgewalt wegen seines Zerstörungswerks anklagen wollte...

Jetzt ertönt das Geschrei: „Die Synagoge brennt! Die Synagoge brennt!“ Alles stürzt hin: die Hausväter lassen ihre Angehörigen, die Mütter ihre Säuglinge im Stich, und alle umringen die kleine Synagoge. Ihre hohen Fenster, in denen der Widerschein der Feuersbrunst sich spiegelt, sehen aus wie

leuchtende Laternen. Die Männer stöhnen und raufen sich die Haare, die Frauen drängen sich an die heißen Wände, als wollten sie sie mit ihren Leibern schützen. Ein paar Männer gießen Wasser auf die Wände, die bereits Feuer gefangen haben, das Feuer aber trinkt das Wasser aus und verrichtet sein Werk weiter.

Christen kommen herbei, steigen auf das Dach der Synagoge und beginnen es abzureißen. Die Juden hielten sie an den Rockschoßen fest und baten sie, einzuhalten. Die Barfüßler aber, die mit jenen gekommen, waren bereits am Werke und rissen das Blech Stück für Stück herunter, und mit jedem Stück Blech, das sie herunterwarfen, ging ein blutiger Riß durch das jüdische Herz.

Inzwischen kam der Rabbiner laut weinend herbeigelaufen und stürzte in das Tor der brennenden Synagoge. Er verrammelte die Türen und Fensterläden und streckte die mageren, bleichen Hände aus, als wollte er den Verderber abwehren. Das Feuer hat durch das offene Dach Eingang gefunden, und lautes Jammergeschrei ertönt: „Das Dach! Das Dach!“ Die Türen und Fensterläden werden eingeschlagen, und alles stürzt in das Gebäude. Hier stand schon der Giebel in Flammen, und durch das Knistern des Feuers hörte man die Balken zusammenbrechen. Und plötzlich schoß die Flamme hernieder und sandte ihre lohenden Zungen und Funkengarben von unten empor. Aus den eingeschlagenen Fenstern drangen Wolken schwarzen Rauches hervor, immer eine nach

der andern, und stiegen zu den Flammen über dem Dache auf, die sie für einen Moment verdunkeln. In dem dichten Qualm wirbelten grelle Funken und Feuerbrände. Aus den Fenstern sprangen durch den schwarzen Rauch und die sprühenden Funken Männer mit Thorarollen, mit alten, versengten Gebetbüchern, mit Leuchtern oder Brettern von der heiligen Lade und verschwanden damit im Dunkeln.

Die Synagoge brannte lichterloh. Die Wände barsten, und man hörte, wie im Innern das Feuer die Balken und Bretter mit Lust aufeinander türmte und mit seinen glühenden Zungen verzehrte. Ringsum herrscht Klagen und Schluchzen. Man stöhnt, man schreit, man ringt die Hände, und die Stadtglocke läutet und läutet, wie wenn sie das Element um Gnade anflehen, sich ihm vor die Füße werfen oder es vor einer Geheimgewalt wegen seines Zerstörungswerkes anklagen wollte... Das Feuer aber antwortet auf alle diese Stimmen mit schadenfrohem Knistern, das wie der Lustschrei eines Verderbers klingt, der die ganze Welt vernichten will...

...Grau und ernst dämmerte der Tag herauf. Weit am Horizont flackerte blutig der Morgenstern, und sein Glanz hob sich seltsam ab von dem grauen, wasserlichten Himmel. Es sah aus, als ob hellgraue Wasserwellen von fremden Meeren, aus leuchtenden Welten dahergekommen, den Himmel überflutet hätten. Und der Morgen wäscht seinen neugeborenen Sohn, den jungen Tag, der aus diesen

grauen Wellen steigt, damit er leuchte und mit seinem Glanz Himmel und Erde erhelle.

Die ganze Welt erwacht aus ihrem süßen Schlaf. Die Gräser, noch vom Nachttau getränkt, strecken sich der Sonne entgegen; die Blumen öffnen ihre Äuglein und ihre Mäulchen und hauchen ihre Düfte, die sie während der Nacht in sich angesammelt haben, in die Luft. Alles, alles ist neu belebt, die Welt hat die Nachtgewänder abgestreift und lächelt wie ein junges Weib, das nach der Hochzeitsnacht erwacht, noch trunken von Liebe und Leben.

Das Feuer war bereits im Erlöschen. Da und dort ließ es noch an einer stehengebliebenen Wand, einem Zaun oder einem Balken seinen letzten Zorn aus und glomm und glomm.

Das Städtchen ist zur Ruine geworden — schwelende Haufen von Kohle, verbrannte Dächer, die über zusammengestürzten Wänden niedergebrochen sind. Hier und da ragte aus den Trümmern eine halb bemalte Wand, an der noch das Wandbrett befestigt war. Auf der Straße flogen Federn umher, zertrümmertes Geschirr und Messingstücke von zerbrochenen Leuchtern lagen auf der Erde, und dazwischen trieb sich ein Stück von einem seidenen Sabbatkleide und ein glimmender Kopfputz mit einer versengten Perrücke herum. Aus der glühenden Asche ragten die hohen schwarzen Schornsteine als Zeugen der Verwüstung. Hier und da standen Menschen umher, scharrtten mit langen Eisenstangen in den Trümmerhaufen und zogen

allerhand zerbrochenes Geschirr, Beine von zertrümmerten Tischen und Bänken und angesengte Bettdecken hervor. Jeder suchte noch so viel wie möglich von seinen Habseligkeiten herauszuholen. Mütter liefen händeringend von Haus zu Haus und suchten ihre kleinen Kinder, die die Nacht über in fremden Betten geschlafen hatten. Mädchen liefen umher und holten von fremden Höfen die Habseligkeiten, die sie in der Nacht dahin in Sicherheit gebracht hatten. Bündel um Bündel verpackten sie die armselige Habe und setzten darauf die kleinen Kinder. Schulknaben ziehen halb verbrannte heilige Bücher aus der Glut, küssen die zerfetzten Blätter und tragen sie in das vom Feuer verschonte kleine Bethaus.

Und der leuchtende Tag und die leuchtende Sonne, die in ihrer Herrlichkeit weithin am Himmel erstrahlte, übergoß das Städtchen mit Licht und Glanz. Aber das Licht fiel nur auf glühende Trümmer, ragende Schornsteine und herumirrende kleine Kinder.

Da und dort stand vor den noch glimmenden Resten seines Hauses der Besitzer und zog aus dem Feuer die noch nicht ganz verkohlten Balken und Bretter, löschte sie und legte sie nebeneinander, Balken neben Balken und Brett neben Brett, und machte bereits neue Pläne, wie er sein vernichtetes Heim wieder aufrichten würde...

Auf den Feldern ringsum lagen halbnackte Frauen, die ihre Säuglinge im Schoß hielten, während

neben ihnen die größeren Kinder auf den zusammengehäuften Bündeln lagen.

Und die Sonne überflutete alles mit ihrem goldenen Lichte...

Die Bürger des Städtchens aber sagten, daß Gott das Unrecht habe strafen wollen, das dem Rabbiner geschehen, und seinen Zorn über Steine und Balken ausgeschüttet habe.

Auf halbem Wege

Das Städtchen kommt allmählich zu sich. Alte Bürger gehen nicht zugrunde, und Stadt bleibt Stadt. Aus den Haufen Asche werden halbverkohlte Bretter ausgescharrt, und ein jeder richtet seinen Erbsitz wieder ein, so gut er kann. Und „Stadt“ wird wieder „Stadt“. Im Hause bei Reb Jecheskil begannen derweil die Zurüstungen zum Verlobungsfest. Leale, die Braut, wußte nichts davon. Sie saß an jedem frühen Morgen am Fenster und lauschte auf die Stimme des studierenden Gabriel, des Sohnes des Wunderrabbi, die sich im Garten mit dem Duft der Blumen vereinte, in ihr frisches reines Stübchen drang, ihr ins Gesicht fächelte und ihre nackte junge Brust umwehte. Die Vorbereitungen zur Verlobung waren weit mehr in der Küche sichtbar.

Wie aus dem Erdinnern tauchten plötzlich Tanten und Gevatterinnen auf, und die Vorbereitungen wurden in Angriff genommen. Von Reb Jecheskils Wohnung zum Keller der Bäckerei leuchtete ein Band von Mehl auf dem Pflaster...

Das Haus Reb Jecheskils liegt an einem Seitengäßchen. Dieses Gäßchen besteht aus einer Reihe von Holzhäusern, oder vielmehr aus einem Haus mit vielen kantigen Giebeln, einer über dem andern; Zwischenräume fehlen, und Gott allein weiß, auf was für einem Boden sie stehen, fast nicht mehr auf Gottes Erde. Wenn man will, gehören die Häuser vielen Besitzern — oder gar keinem; das heißt, zumeist stehen sie leer, mit zerbrochenen Fenster-

scheiben; kaum aber will ein „Erbe“ einziehen, tauchen sofort zehn andere Erben auf mit Papieren und Geburtsscheinen und beweisen, daß die Häuser ihnen gehören. Das Los fiel nun auf einen gewissen Leibusch Buttermilch, bei dem, wie vom Himmel gefallen, Seuze der Polizist erschien und ihm vier und einen halben Rubel Steuer abnahm. Leibusch Buttermilch war zwar keiner von den Verwandten und Erben, aber versuch es und setze dich mit Seuze auseinander, wenn er mit seinen Papieren erscheint und die Sabbatleuchter mit Beschlag belegt! Und so mußte der arme Leibusch jeden Tag mit dem Besen kommen und vor eines Fremden Tür die Straße fegen. Jetzt liegt ihm die Behörde wegen der Brandmauer in den Ohren, und er hat Mühe, die Angelegenheit von Tag zu Tag zu verschleppen. Die ganze Stadt betet, daß eines Tages ein Feuer ausbreche und ein für alle Male diese Häuschen niederbrenne, damit das Gezänke ein Ende nehme; die Schuljungen wünschen es sich sehnlichst, daß das Feuer am hellen Tag aufflackere, was eine gute Gelegenheit wäre, aus der Schule zu entfliehen. Aber weil die Stadt darum betet, will das Feuer just nicht kommen.

Dort unter den wie in der Luft hängenden Häuschen ist ein Keller vorhanden, welcher jedem, der da hinabsieht, den Eindruck macht, als führe er in andere, geheimnisvolle Welten. In diesem Keller befindet sich ein Bäckerofen aus Methusalems Zeiten. Man glaubt, daß in dem Ofen viele kupferne Töpfe

mit goldenen Dukaten eingemauert sind, aber man fürchtet an ihm zu rütteln, damit das Haus, das der Ofen stützt, nicht zusammenfalle und Menschen erschlage. In dem Ofen zirpt es bei Tag und bei Nacht, und man sagt, es sei des Bäckers Seele, die dort drinnen weint und keine Ruhe findet. Im Keller wohnt die Witwe Sara, die Bäckerin genannt, mit ihren sechs Töchtern, den „Waisen“. Gott allein mag wissen, wie die zu der Wohnung im Keller kam, aber weil sie da nun wohnt, bleibt sie eben wohnen. In der zweiten Hälfte des Kellers wohnt ein Wattermacher, der das ganze Gäßchen mit weißen Flocken erfüllt, und hinter dem die Schuljungen mit dem Spitznamen „Glocke“ her sind, so daß er sie mit seinem Stocke abwehren muß. Er hat auch die leidige Gewohnheit, an jedem Sabbatabend im Sommer auf den Tod zu erkranken und die Stadt mit dem Gespenst der Cholera in hellen Schrecken zu versetzen. In solchen Fällen rennt man dann zu Chaiml, dem Tausendkünstler, der mit seinem Riechfläschchen zu Hilfe eilt.

‘Ach, die sommerlichen Donnerstag-Abende dort im Gäßchen, wenn zu den sechs Waisen, von denen die eine größer und umfangreicher als die andere ist, die unternehmende Stadtjugend gelaufen kommt, Schneider- und Schustergesellen. Es ist nach Feierabend, die Nacht ist dunkel, die Fensterläden sind geschlossen, und die Gesellen mit den Zierstöckchen spazieren auf und ab. Immer wieder kommt aus dem Keller eine Waise zum Vorschein, wirft einen

Blick, erhascht von einem Burschen einen Kuß, eine Liebkosung oder eine handgreiflichere Zärtlichkeit und verschwindet zurück in den Keller.

Wie gemütlich war es doch in den Pfingstnächten, wenn die Männer der Stadt alle im Bethause bei der Nachtwache waren und die Frauen und Mädchen sich bei der Bäckerin versammelten, um Butterkuchen zu backen. Die Burschen machten Promenade; der Mond sah schalkhaft mit halbem Auge zu und wob seine Schleier in der zauberischen Nacht.

In diesem Keller ging das große Backen zum Verlobungsfest vor sich. Es kamen Gevatterinnen und Tanten. Rachel Lea mit den Wäzchen auf der Oberlippe führte das Zepter; sie hatte ihren eigenen großen Mörser mit dem Stößel mitgebracht und stampfte darin drei Tage hintereinander allerlei Gewürz. Vom höchsten Boden wurden Backpfannen geholt, und Kuchen in den verschiedensten Formen wurden gebacken: Davidschildchen, Vögelchen, Entchen, flache Hamburger Kuchenformen mit sieben Spitzen. Rachel Lea konnte selbst mit großer Erfindungsgabe verschiedene Spitzen und Kanten ersinnen. Für jede Braut, für die sie grade zu backen hatte, erfand sie besondere Kunststückchen, die in innigster Beziehung zu der Braut selbst und zu ihrem Schicksal standen.

Das Gebäck wurde eingepackt, um dahin mitgenommen zu werden, wo in üblicher Weise die Verlobung stattfinden sollte. Reb Jizchok Judels hatte sich während dieser Zeit bei Reb Jecheskil

ganz häuslich eingerichtet, war einfach mit Kind und Kegel zugezogen. Und Chaiml, der Tausendkünstler, das weibische Männchen, pflegte da sogar zu übernachten. Die Frauen aber rannten, schrien und waren in einer Bewegung, als wenn man jeder von ihnen etwas in die Hände gegeben hätte und sie nicht wüßte, wohin damit.

Am spätesten waren Itele und Goldele erschienen, Schwiegertochter und Tochter. Sie hatten die Gewohnheit, sich lange bitten zu lassen, und kamen herein, wie vom Himmel gefallen. Das heißt, sie taten so, als wüßten sie von nichts, und fragten ahnungslos, was denn eigentlich vorgehe. Die Mutter fing an zu erzählen, sie zuckten mit den Achseln, schließlich setzten sie sich schmollend jede für sich in einen Winkel, und keine wollte sich hineinmengen.

„Warum seid Ihr böse?“ fragten Mutter und Schwiegermutter.

„Bin ich denn böse?“ sagte Itele mit gezielter Miene und wandte ihren Kopf weg.

„Bin ich denn böse?“ sagte Goldele gespreizt, und eine Locke fiel ihr in die Stirn.

Und man saß wie angenagelt und sah von weitem zu, was die Mutter und die anderen Frauen machten, und ließ sich kein Wort entreißen.

Die Mutter rannte hin und her und sah abwechselnd der Schwiegertochter und der Tochter in die Augen, als wenn sie ängstlich fragen wollte: Weiß ich? Ist es gut so?

„Was soll die Braut anziehen?“ fragte die Mutter.

„Weiß ich? Sie soll sagen,“ erwiderte Golde mit einem Blick auf Ite.

„Sag' ihr, sie mag sich selbst den Kopf verdrehen,“ sprach Itele zur Schwiegermutter.

Die Mutter erhob sich von den Kisten, in die sie eben Kleider einpackte, und stemmte die Arme in die Seiten:

„Ah! — wenn ich schon mal ein Fest feiere!“

An einem schönen Morgen wurden die Wagen angespannt, und man fuhr in das Dorf auf halbem Wege, wo in üblicher Weise die Verlobung stattfinden sollte.

Notte schmückte die Pferde, flocht ihnen blaue und rote Bändchen in die Haarsträhnen der Mähne und band ihnen die Schwänze hoch. Draußen vor der Stadt plünderte er einen Baum und schmückte die Wagen mit Grün.

Auf dem ersten Wagen saßen die Mannsleute. Der Rabbiner und Reb Jecheskil, Eiserl und Leibl, Reb Jizchok Judels und Reb Schmaje, der alte Diener des Wunderrabbi, der die abgelegten Kleider seines Herrn trug. Nahe und entfernte Verwandte in Sommerhüten saßen da und rauchten behaglich feiertägliche Zigarren. Auf den anderen Wagen saßen die Frauen und führten das Backwerk und andere Vorräte mit. Zu beiden Seiten der Braut saßen Goldele und Itele, beide hatten eine Art runder Hütchen, die sich kaum auf den Köpfen hielten, aus schwarzem Strohgeflecht, mit schwarzen

Spitzen garniert und mit eigentümlichen Federn geschmückt, Modegespenster vergangener Zeiten . . . Goldele hatte die Locken ihrer Perücke ausgeplättet, frisch gebrannt und nach der Warschauer Mode in drei Strähnen in die glänzende hohe Stirn herabgekämmt und goldene Ohrringe, neumodische Ketten und Halsbänder angelegt — Geschenke aus ihrer Brautzeit, als man sie selbst zur Verlobung auf halbem Wege geführt. Alle waren in Erinnerungen an alte Zeiten versunken und nickten mit den Köpfen.

Die Brautmutter Malkele saß zwischen den Tanten, die in ihren blauseidenen, bebänderten Sabbathauben still dasaßen, die schmalen Lippen fest über die zahnlosen Kiefer zogen und vor freudiger Ergriffenheit den Mund nicht öffneten, zumal die Brautmutter ihnen immer wieder den Mund mit Lebkuchen aus ihrer gefüllten Schürze vollstopfte . . . Die Braut selbst saß zwischen Goldele und Itele in einem modernen Hut, die Zöpfe in einen Knoten gesteckt, wurde abwechselnd blaß und rot und wußte nicht, wohin die Augen wenden. Goldele redete in sie hinein, wie sie sich passend benehmen solle, wie sie zu danken habe, wenn man ihr das Brautgeld nach der Unterzeichnung des Verlobungskontrakts geben wird, was sie antworten solle, wenn sie gefragt wird . . . Und Itele warf ab und zu einen stechenden Blick zu Goldele hinüber.

Um vor den Angehörigen des Bräutigams zu glänzen, hatte man die Rabbinerin von Lowitsch

mitgenommen, eine alte Tante mit glattgeschorenem Kopf wie bei einem Schaf, in einem vorn geknoteten schwarzen Tuch als Kopfbedeckung und einem schwarzen, weiten Kleide mit einem Stützpolster. Diese Frau verfuhr ganz despotisch, zunächst ergriff sie das weibische Männchen, das sich auf den Wagen zu den Weibern hinaufgestohlen hatte, um bei den alten Tanten sein Herz zu erquicken, und warf es vom Wagen herunter (für sie war er noch viel zu viel Mann); darauf raunte sie der Braut beständig etwas ins Ohr und redete in einer Weise auf sie ein, daß das arme Mädchen vor Scham glühte. Das weibische Männchen lief ein gut Stück Weges dem Wagen nach, als aber die Lowitscher Rabbinerin, die so lange ihre rasierte Oberlippe bewegte, bis sie einschlummerte, still geworden war, schwang es sich von hinten nach vorn, sich an den Wagenleisten haltend, auf den Wagen, und sein zerknüllter Sabbatzyylinder nickte der Lowitscher Rabbinerin zu.

So kamen die Wagen endlich in der Dorfwirtschaft an.

Das jüdische Dorfwirtshaus stand auf einem Kreuzweg, von wo es nach zwei verschiedenen Städten ging, die in zwei verschiedenen Gouvernements lagen. In jeder dieser Städte residierte ein Wunderrabbi. In diesem Wirtshaus stiegen Reisende ab, die aus allen möglichen fernen Städten kamen und aus fremden Reichen. In

der Wirtsstube, in der sich Wanzen und sonstiges Ungeziefer aus aller Herren Ländern befindet, trifft man alle möglichen Menschen. Die Reisenden erzählen einander die Erlebnisse auf ihrer Wanderschaft. Die Fuhrleute mit den dichten, struppigen Bärten, die fast ihr ganzes Gesicht bedecken, machen mit ihren Ladungen von Kalk oder Naphtha, Pech oder Teer hier Rast, um in dem Wirtshause die Pferde zu füttern. Hier treffen Juden aus verschiedenen Gegenden ein und erzählen, was in der Welt geschieht, und wie es ihren Brüdern, den Kindern Israels, ergeht.

Es ist spät am Nachmittag. Der Himmel ist wie in tausend Stücke zerrissen. Ein Heer von weißschimmernden Wolken und hellblauen Inseln schwimmt in diesem hellen, leuchtenden Meer, das nach Westen fließt und in purpurnem Rot untergeht. Vor dem Wirtshaus stehen Wagen, hohe Zeltwagen, so schwer beladen, daß die Räder krachen. Die Pferde sind ausgespannt und in den großen Futtertrog vertieft, der vor ihnen steht, als wenn sie nachdächten, wo sie die Kraft hernehmen sollen, um ihre Last über die Grenze hinüberzuführen.

Die Juden sind zwar ein Volk und haben einen Gott und warten auf den einen Messias, aber jedes Städtchen hat doch seine eigenen Meinungen und Bräuche, oder besser gesagt, es prägt den Einwohnern ihren Herkunftsstempel auf. Da liegen die einander so ähnlichen Männer, schlafen, wärmen sich in

den Strahlen der untergehenden Sonne. Auf der Schwelle des Wirtshauses sitzt ein Litwak*), ein seltsam aussehender Mensch, in einer Bluse und kurzer Jacke darüber, die doch wie ein Kaftan aussieht, mit einem hohen Hut auf dem Kopf. Es ist sommerlich warm, und er trägt tiefe Gummischuhe. Er kommt von weither und erzählt den andern Männern, wie es im fernen Litauen unseren Brüdern, den Söhnen Israels, ergeht, in welcher Not und Entbehrung sie da leben. Und wie gelehrt ist er, dieser Litwak! Er spricht so fließend die heilige Sprache, und mit so fremdartiger „litauischer“ Aussprache, und überschreit alle. Die anderen Männer haben großen Respekt vor ihm und seufzen: können wir denn etwas? Aber im Innern trauen sie ihm doch nicht, er ist doch ein Litwak und betrügt sie am Ende. Er spricht zwar so fromm und weich mit ihnen, und sein Abendgebet dauerte so lange — aber hin und her gewiegt hatte er sich dabei nicht. . . . Wer weiß, was er im Herzen verbirgt!

Auf beiden Wegen erheben sich mit einem Mal Staubwolken und legen sich auf die Felder. Die Staubwolken kommen immer näher, es ertönt Peitschengeknall, und bald ist man im Gasthaus angelangt. Die Wagen sind voll von Männern in Samthüten und Frauen in weiten Kleidern. Man steigt aus. Man begrüßt einander, die Frauen küssen sich, trotzdem sie sich zum ersten Mal sehen. Die Lowitscher

*) Litauischer Jude.

Rabbinerin duzt alle und erteilt ihnen gleich auf der Stelle Verweise.

Die Kutscher haben die Pferde ausgespannt und ihnen Futter gegeben. Die Hände in die Seiten gestemmt, sehen sie zueinander herüber und traktieren einander mit Witzen und drolligen Wortspielen — eine eigentümliche Art der Begrüßung.

Die Verwandten der Brautleute sind in die Stube eingetreten. In der einen Stube, mit niedrigen Balken und kleinen Fensterchen, haben die Männer Platz genommen. Hier war auch Reb Mordche Konskers Sohn Abraam. Er ist inzwischen gewachsen, und ein dunkles Schnurrbärtchen sproßt bereits auf seiner Oberlippe. Er trägt einen schwarzen, langen Atlasrock mit einem seidenen Gürtel. Zwei lange, schwarze, gekräuselte Schläfenlößchen umrahmen das brünette Gesicht. Er wird mit Händedruck begrüßt. Reb Jizchok Judels spricht zu ihm wie zu einem Erwachsenen. Der Gastwirt, der den Gästen zu Ehren seine großen Schaftstiefel angezogen — die sonst den ganzen Sommer im kalten Keller liegen — hat zwei große Kerzen auf den gedeckten Tisch gestellt und ist hinausgegangen. Die Anwesenden sind bald miteinander bekannt geworden, unter Männern geht das sehr schnell; man reicht einander die Hände, wobei die Älteren die Jüngeren duzen; denn sie sind doch eigentlich miteinander verwandt: sie sind alle Anhänger des einen Wunderrabbi. Die Angehörigen des Bräutigams sind eigentümliche

Männer, mit kurzen und langen Bärten — wie aus einem fremden Land. Unter ihnen befindet sich auch ein langer, hochgewachsener Mann, in der Art Reb Jizchok Judels. Er hat einen schmalen langen Bart und schmale Hände, die einander immerzu wegschieben. Die Gebildeten sind bald in eine gelehrte, ernste Diskussion vertieft, Reb Jizchok Judels und der lange, schmale Mann, der Lehrer des Bräutigams, halten sich schon am Bart fest und erklären sich etwas gegenseitig. Man zankt bereits und bewirbt einander mit Zigarren. Der Rabbiner hat sich auch hineinzuwenden versucht, aber er kommt nicht mit. Die Chassidim haben ihn mit einer Handbewegung abgetan. Inzwischen ist auch Eiserl hinzugetreten, steckt sein Ohr ins Gespräch, runzelt die Stirn und ist mit allem einverstanden. Nun beginnt man den Bräutigam zu prüfen. Der Bräutigam erörtert eine komplizierte, kasuistische Frage, kommentiert, deutet, zitiert aus verschiedenen Talmudtraktaten. Reb Jizchok Judels versucht immer wieder mit irgendeiner Frage ihn zu verwirren, er läßt sich aber nicht verblüffen.

Der Rabbiner schlägt einen Talmudfolianten auf und läßt den Bräutigam den Text mit dem Kommentar des Raschi *ex tempore* vortragen. Der Jüngling beginnt den Vortrag, aber sein Lehrer, der hochgewachsene Mann, fährt dazwischen und entreißt ihm den Folianten: „Fremde brauchen wir nicht!“ schreit er den Rabbiner an. Reb Jizchok Judels strahlt vor Vergnügen, auch Eiserl ist auf seiner

Seite. Reb Jecheskil möchte sich hineinmengen, aber er hat vor den gelehrten Männern Respekt. Der Rabbiner ist bestürzt, es erhebt sich ein Lärm und ein heftiger Wortwechsel, alle sind in den Qualm der Zigarren und der Pfeifen eingehüllt, der die Stube erfüllt und durch das offene Fenster auf die duftenden Felder entweicht...

In einem Winkel sitzen die beiden alten Männer: Reb Jecheskil und Reb Chaim Rosenkranz. Sie hören zu, die zwei alten Grauköpfe, wie die Chassidim um Gottes heilige Lehre streiten. Die Chassidim stehen für das Ihrige ein, halten fest zueinander; gehören gleichsam unter ein Dach. Da sind ihre Kinder: Eiserl, wie er sich in den Disput hineinmischt! Und der Bräutigam: von seinen Lippen fallen Perlen, Thoraworte. Er diskutiert mit den Erwachsenen, den Graubärten, und bleibt nicht zurück hinter ihnen. Tränen treten Reb Jecheskil in die Augen; das alte verdorrte Herz füllt sich mit Liebe, mit neuen Gefühlen. Er wendet sich zu Reb Chaim Rosenkranz:

„Nun, Gott hat es bestimmt... Wir wissen nichts — dafür wissen unsere Kinder.“ — Und die beiden Graubärte küssen sich im Winkel...

Immer dichter ist die Stube von Tabakrauch erfüllt, der von den langen Bärten aufsteigt. Samthüte und Pelzmützen bewegen sich im Rauch hin und her. Die beiden Kerzen werfen einen vornehmchassidischen Schein auf die ganze Versammlung. Die Männer diskutieren, und die Stimme des Bräu-

tigams tönt hell und klar, streitet und siegt. Reb Jecheskil ist voll Freude: der Jüngling wird sein Schwiegersohn werden, unter seinem Dach wird er die Stimme der Thora vernehmen lassen! Er nähert sich Reb Mordche Konsker und umarmt ihn respektvoll: „Reb Mordche, ich will Euch Euren Sohn abkaufen, was Ihr auch von mir haben wollt,“ und der alte Mann weint heiße Tränen der Freude.

Die zukünftigen Verwandten gehen nun in das Gärtchen, um von der Mitgift zu sprechen.

In der anstoßenden Stube, im Schlafzimmer der Wirtsleute, haben sich die Frauen versammelt. Die Wände des Zimmers sind mit Bildern geschmückt, die alte Soldaten und Generale vorstellen. Auch Napoleon war da zu sehen, und neben ihm ein Jude in einer fremdartigen Kopfbedeckung, vielleicht irgend ein Onkel aus einem fremden Lande. Vor den Fenstern hingen Gardinen, die noch von Pfingsten her mit grünen Reisern geschmückt waren.

Auf dem Ehrenplatze saß die Braut, frisch gewaschen und frisiert, in ihrem Staatskleide. Sie saß da und schwieg. Um sie herum saßen die Frauen still auf ihren Stühlen, und keine wagte auch nur ein Wort zu reden. Die eine wartete immer, daß die anderen die Unterhaltung beginnen. Und wenn eine zufällig husten mußte, erschrak sie über ihre eigene Stimme und wurde purpurrot. Nur die Lowitscher Rabbinerin ging mit verschränkten Armen auf und ab, und ihr Rockpolster schien gleich-

sam zu sagen: „Seht, ich bin die Lowitscher Rabbinerin!“ Es war so still in der Gesellschaft, alle hielten die Lippen so fest verschlossen, als ob sie warteten, daß jeden Augenblick jemand kommen und die Scheiben einschlagen würde... Plötzlich, man wußte nicht, wann, kam das Gespräch dennoch in Fluß. Erst sprach man in abgebrochenen Worten, von Zeit zu Zeit warf die eine oder andere, um zu renommieren, einen deutschen Brocken hin... Aus der Nebenstube vernahm man „seine“ Stimme, ab und zu von der Stimme Reb Jizchok Judels unterbrochen. Und die Braut errötete jedesmal, und ihr Herz klopfte. Goldele mit den Locken saß mit aufgeblasener Miene ihr gegenüber und stellte ihre goldene Halskette zur Schau.

Auch in der Verwandtschaft des Bräutigams fanden sich, meiner Treu, zwei Schwiegertöchter, eine Goldele und eine Itele. Diese Goldele, eine hochgewachsene Frau mit dunklem Gesicht, trug eine Haube über dem bis in den Nacken hinein glatt rasierten Haar und eine lange Perlenschnur um die Haube. Es war ein wahrer Kosak, diese Frau. Sie schmeichelte ihrer Schwiegermutter, pflegte „jach“ statt „ich“ zu sagen, und ihr zweites Wort war immer „bei uns in Warchsche“ (Warschau).

Die andere Schwiegertochter, Itele, war ein zierliches, kleines Frauchen mit einem schmalen, feinen Näschen, das glänzte und sich schnippisch rümpfte. Am Halse trug sie eine lange Spitzenschleife und auf dem Kopfe eine leichte Perücke mit einem

Scheitel in der Mitte, während ein weißer Atlaschal ihre Schultern und ein gleichfarbiger Einsatz ihre Brust bedeckte. Sie pflegte „iche“ statt ich zu sagen und renommierte mit dem „Putterkuchen“, den man bei ihren Eltern zum Kaffee „gespeist“ habe. Und jedesmal, wenn Goldele ihr irgendwie zu nahe kam, ging sie weinend zu der Schwiegermutter und sagte: „Iche will nach Hause.“ Sie war wie ein junges Kälbchen, das eben die Mutterbrust verlassen und noch die Milch auf den Lippen hat.

Sah nun die eine Golde hochmütig zu der andern herüber, als wollte sie sagen: „Sieh, ich bin Reb Jecheskil Gombiners Tochter“ — und wartete sie dann, wie eine aufgeblasene Pute, herausfordernd auf den Gegenblick der andern, so mußte man unwillkürlich befürchten, daß hier noch eine schöne Hochzeit entstehen könnte, daß Gott erbarm'. Die andere Golde aber zog es vor, sich schmeichelnd an ihre Schwiegermutter heranzumachen, um ihrer eigenen Schwägerin Itele die Galle ins Blut zu treiben. Und die Schwiegermutter schmorte nur so in Butter vor lauter Genugtuung und Freude. Da machte sich denn „Iche“ ihrerseits an die Braut heran und sprach mit ihr leise wie eine liebe Schwester und küßte sie und erzählte, wie herzlich sie sich lieben würden, wenn sie erst Schwägerinnen sein werden. Das verdroß nun die andere, die aus „Warchsche“, daß ihr „Iche“ die ganze Braut weggenommen hatte, und sie rückte nun gleichfalls an die Braut heran und sprach zu ihr mit einem lieblichen

Lächeln, wie schön sie sich beide vertragen würden, wenn sie erst miteinander verschwägert sein werden. Jetzt würde doch, meinte sie, der „Iche“ ganz bestimmt die Galle platzen.

Unsere Golde aber und unsere Ite saßen still auf ihren Stühlen, kniffen den Mund zusammen, leckten sich die Lippen und wollten sich in die Angelegenheit überhaupt nicht einmischen.

Dann kam Eiserl ins Zimmer, den Samthut in den Nacken geschoben, die Hände in den Taschen und überhaupt recht aufgeräumt.

„Nu, was sitzt ihr so da wie geladen?“ sprach er zu seinen Verwandten, und zur Mutter des Bräutigams gekehrt, fügte er hinzu: „Habt Ihr schon die Braut geprüft?“

Die „andere“ Golde trat auf die Braut zu und reichte ihr einen verwirrten Garnknäuel, mit der Aufforderung, die Knoten zu lösen.

„Wollen mal sehen, was die Braut kann,“ sagte sie und begann der Braut verschiedene Fragen zu stellen, welche die Braut beantwortete. Goldele warf ihre Haube in die Höhe und dachte noch lange über die Antworten der Braut nach, während das arme Kind ganz rot wurde und Herzklopfen bekam.

Das gefiel „unserer“ Golde und „unserer“ Ite durchaus nicht. Da kommen sie nun Gott weiß, woher, und wollen die Braut prüfen! In beiden erwachte der Familienstolz, und halb widerwillig schlossen sie miteinander Frieden, um vereint gegen den neuen Feind vorzugehen. „Unser“ Goldele

wetzte sogleich die Zunge und legte folgendermaßen los:

„Da hat sie nun der Satan hergebracht, die Braut wollen sie prüfen! Als wenn die Braut auf'n Markt geführt würde.“

Verächtlich rümpfte sie dabei ihre Nase.

„Bei Vater und Mutter in Warchsche ist's so Brauch,“ versetzte die „andere“ Golde spitz.

Jetzt erinnerte sich die „andere“ Ite ihrer eigenen Brautzeit und brach, wie es einmal bei ihr Gewohnheit war, in heftiges Schluchzen aus. Sie fiel der Braut um den Hals und küßte und herzte sie.

Da trat Reb Jecheskil, der Vater der Braut, ein.

„Nun, ihr Frauensleute, zankt euch bloß nicht! Gleich werden Braut und Bräutigam hier zusammengeführt werden, ob sie sich denn auch gefallen.“

Die Lowitscher Rabbinerin erhob lebhaften Einspruch gegen die vorgeschlagene Neuerung, aber Eiserl bestand gleichfalls darauf und sagte, daß die heutige Welt es durchaus verlange. Und zur „anderen“ Itele gewandt, sagte er gespreizt:

„Sie müssen es doch genau wissen, was sich gehört! Von den Gänsen da“ — er zeigte auf die eigene Verwandtschaft — „kann man's nicht verlangen.“

Die Frauen verließen das Zimmer, und die Braut blieb in ihrem Winkel sitzen, abwechselnd errötend und erbleichend vor Scham. Sie getraute sich nicht, die Augen vom Boden zu erheben. Die „andere“ Itele, die bei ihr geblieben, herzte und küßte sie

immer noch und schluchzte dabei, als wenn sie zur Schlachtbank geführt werden sollte. Sie allein empfindet, was die Braut jetzt im Herzen bewegt.

Nun wird der Bräutigam von seiner Mutter hereingeführt. Der Jüngling ist bleich wie die Wand, seine Schläfenlocken bewegen sich an den blassen Wangen, und er hält krampfhaft die Mutter bei der Hand fest. Die Mutter führt ihn zu dem Mädchen.

„Das wird deine Braut — sieh zu, ob sie dir gefällt!“

Damit ging sie rasch aus der Stube und ließ beide allein.

Die beiden Kinder standen da wie geprügelt und hatten Angst, sich von der Stelle zu rühren. Der Jüngling war verwirrt und wußte nicht, was er mit seinen Armen machen sollte. Sie stand am Fenster, ganz dicht neben ihm, hörte, wie sein Herz laut pochte und fühlte großes Mitleid mit ihm... Langsam hob sie ihre Augen zu ihm empor und konnte sie nicht mehr abwenden. Sie wollte ihm etwas sagen, vergaß jedoch, was es eigentlich war...

Beide hätten so stehen bleiben mögen, ohne sich anzusehen, ohne miteinander zu reden, und niemand sollte dabeisein, niemand sie ansehen...

Die Mütter kamen herein und fragten:

„Nun, gefällt ihr euch?“

Sie klatschten in die Hände: „Gefallen! Gefallen!“

Eine große Annäherung vollzog sich nun unter den Frauen: sie küßten sich herzlich und baten ein-

ander um Verzeihung, und die „andere“ Goldele sagte zu der Braut: „Wir werden Schwestern sein auf immer und ewig, Amen.“

Der Rabbiner und Reb Jizchok Judels brachten ein großes Papier herein und legten es der Braut zur Unterschrift vor. Die Braut unterschrieb, und darauf überreichte ihr der zukünftige Schwiegervater, Reb Mordche Konsker, eine lange goldene Kette mit einem „Kollier“, die sogenannte Unterschriftsgabe. Die Braut nahm das Geschenk entgegen, sagte schönen Dank und küßte die Hand des Schwiegervaters. Die Lowitscher Rabbinerin ergriff einen ganzen Stoß Teller, warf sie auf den Boden und rief: „Viel Glück!“

Die beiden Goldelen und die beiden Itelen gingen aufeinander zu und hielten sich gegenseitig die Lippen, die sonst nur Schwefel und Pech von sich gaben, zum Kusse hin, und beglückwünschten sich herzlich.

Reb Jecheskil weinte vor Rührung wie ein kleines Kind, und wenn er sich nicht vor den Chassidim geschämt hätte, würde er mit seiner Malke gleichfalls einen Kuß gewechselt haben. So aber hielt er sich an Reb Chaim Rosenkranz und zupfte ihn am Rock.

Die Mütter waren irgendwo verschwunden und nicht zu finden. Von allen Seiten rief man nach Lebkuchen und Branntwein, die beiden Alten aber hielten sich fest umschlungen und küßten sich in einem fort. Eiserl war mitten unter die Frauen

hineingestürzt, er machte sich ganz besonders an die „andere“ Itele heran und sprach mit ihr auf „Daitsch“ von der heutigen Welt. Das Weibermännchen mit dem zerknüllten Zylinder, das plötzlich wie aus der Versenkung aufgetaucht war, lebte ganz auf, machte wieder Frieden mit der Lowitscher Rabbinerin und freundete sich rasch mit den Verwandten des Bräutigams an. Wie immer, macht er mit allen seine Witze, vor „jener“ Goldele aber mit der Feder auf der Haube hatte er Angst wie vor Feuer und hielt sich in respektvoller Entfernung von ihr. Aus der Küche kam die alte Rachel Lea mit einem Teller Torte und Lebkuchen der Braut entgegen.

Nicht gebeten
Und doch gekommen.
Wenn auch arm,
So doch eine Muhme...

Die Nacht lag noch über dem Dorfe, und über der ganzen Welt wachte nur der Mond, der zwischen den Wolken hervorlugte. Vor der Dorfschenke standen die Fuhrwerke mit den Laternen, die in die Nacht hineinflackerten. Von den Fuhrwerken her unterhielt man sich noch immer, die Männer erörterten noch verschiedene Stellen aus dem Maimonides, und die Frauen gaben Grüße für abwesende Tanten und Großmütter und sonstige Angehörige mit. Das Knallen der Peitschen tönte durch die stille Nacht, und von weither schallte das

Echo herüber. Die Wagen fuhren dann nach rechts und links auseinander. Auf einem der Wagen, die nach links abbogen, war ein Platz unbesetzt: der Bräutigam fehlte, der mit seinen zukünftigen Schwiegereltern mitgefahren war, um bei ihnen den Sabbat des Trostes zu verbringen.

Auf dem letzten Wagen saß zwischen den Frauen die alte Tante Rachel Lea. Sie hatte ein wenig zu viel getrunken, ihre alten Lider senkten sich schwer auf die Augen, und die schmalen alten Lippen murmelten noch im Schlaf:

Nicht gebeten
Und doch gekommen,
Wenn auch arm,
So doch eine Muhme...

Freitag im Städtchen

Freitag Nachmittag im Sommer.

Die Schuljungen haben bereits den fälligen Abschnitt aus den Büchern Mosis und das entsprechende Kapitel aus den Propheten zu Ende gelesen und gehen nach Hause, die Gebetbücher, Bibeln und Talmudfolianten unterm Arm, aus denen sie am nächsten Tage vom Vater geprüft werden sollen. Zu Hause machen sie sich zuerst an die Blaubeeren heran: die Mutter gibt den Topf mit den geschmorten Beeren, und sie bemalen sich damit beim Essen das ganze Gesicht. Dann werden heimlich ein paar Mohrrüben aus dem Keller gestohlen. Die Mutter nimmt die Stiefel und Röcke ab und verschließt sie im Schrank, um sie erst zum Abendgebet wieder herauszugeben. Barfuß und halbnackt geht's nun — hollah! — auf die Straße, hinter den Synagogenplatz, dort wartet schon die übrige Gesellschaft. Die Hände voll Steine, rennen sie auf den Markt und machen dort Jagd auf die Tauben, die dem Bäcker gehören. Der Bäcker kommt heraus, um den Verfolgern seiner Tauben eins auszuwischen, sie aber stürzen davon.

Das abgebrannte Städtchen ist wieder halbwegs zurechtgeflickt. Hier und da sieht man Ruinen, die mit halbverkohnten Brettern ausgebessert sind. Die Grundstücke sind umzäunt, da und dort lagern schon Balken und Bretter zum Neubau. Bauern sind mit den Vorarbeiten beschäftigt. Die Jungen tummeln sich auf den Bauplätzen herum, springen und schaukeln sich auf den Brettern. Müßiggänger

stehen umher, sehen den Arbeitern zu und geben ihre Ratschläge, wie man die Fenster und Türen anlegen soll. Sie diskutieren lebhaft hin und her und werden von den Bauern verspottet. Auf dem Markt werden bereits grüne Äpfel und hübsche rotbäckige Birnen feilgeboten, ein Paar für einen Zweier. Ein Knabe trompetet auf einer Entengurgel, und der ganze Schwarm von Buben ist hinter ihm her. Ein Mädchen rennt mit einem zweifelhaften Stück Geflügel ins Bethaus zum Rabbiner, um seine Entscheidung über die Brauchbarkeit einzuholen. Eine Frau trägt auf einem Teller eine den Vorschriften nicht entsprechende Ente zum christlichen Bäcker. Väter kommen mit ihren Jungen vom Friseur, der ihnen zu Ehren des „Sabbats des Trostes“ die Köpfe kahl geschoren hat, daß sie wie Schafe aussehen. Auf dem Landwege kommen Fußgänger nach der Stadt, mit Bündeln auf dem Rücken. Sie eilen, um noch vor Beginn des Sabbat nach Hause zu kommen. Auf dem Markt langen Fuhrwerke an, vollgepfropft von Chassidim, alten und jungen, die für den Sabbat des Trostes zu ihrem Rabbi kommen. Das Städtchen wimmelt von neuen Gesichtern. Die Männer gehen so frank und frei wie in Jerusalem herum — in Pelzmützen, niedrigen Schuhen und weißen Strümpfen, mit langen Schläfenlocken, und rauchen ihre Tabakpfeifen. Immer lebendiger wird's im Städtchen, immer mehr Freitag, alles rennt und eilt. Alles deutet darauf hin, daß der Sabbat, der große Tag, nahe ist. Auch die Sonne steht so freitäg-

lich über dem Städtchen und sendet ihr Licht herab, ohne lange zu wählen, worauf ihre goldenen Strahlen fallen, wen sie beleuchten sollen.

Betrunkene Bauern und Bäuerinnen in roten Tüchern und weißen Überkleidern kommen aus den Schenken und rüsten sich zur Heimfahrt. Sie küssen sich, lachen und weinen, umarmen sich und tanzen. Ihre vollen, runden Pferde sind mit Bändern geschmückt, wie wenn es zur Hochzeit ginge. Unter Lärm und Geräusch ziehen sie aus dem Städtchen, die Fuhren holpern über die Steine, und die Ferkel quieken auf den Fuhren. Kleine Schulbübchen, denen das Hemdchen aus den Hosen hervorguckt, laufen ihnen unter lautem Geschrei nach. Leibl, der Wasserträger, kommt mit seinem Faß vom Fluß her gefahren; die Kinder überfallen sein Pferd und zupfen ihm die Haare aus dem Schweife, um sie als Saiten für ihre Geigen zu verwenden. Leibl schimpft und knallt mit der Peitsche, aber niemand kehrt sich daran: man zupft einfach weiter und füttert dafür das Pferdchen mit Butterbrot und Blaubeeren, und das Pferdchen läßt sich die Sache gefallen...

Jetzt erscheint der Rabbiner mit einer Gruppe von Fremden: er geht von Haus zu Haus und läßt jedem einen Sabbatgast da.

Im Gäßchen ist Reb Jecheskil, der reiche Mann der Stadt, mit seinem Knecht Notte nach Hause zurückgekehrt. Sie mußten sich beeilen, um noch rechtzeitig vor Sabbatanbruch anzukommen. Notte

spannt die Pferde aus und reitet mit ihnen das Gäßchen hinab nach dem Flusse. Reb Jecheskil setzt sich vor die Tür und wünscht sich im Herzen, daß Gott ihm einen Gast bescheren möchte.

Alles im Gäßchen ist freitöglich: der Himmel dehnt sich weit und breit, als ob auch er zum Sabbat nach Hause gelangen möchte. Je weiter am Tage, desto mehr Männer in Atlasröcken, in Schuhen und Strümpfen werden sichtbar. Jünglinge in Atlas und Seide gehen mit Bündeln zum Fluß, um zu baden. Es sind junge Chassidim, die gleichfalls zum Rabbi gekommen sind, um bei ihm den Sabbat des Trostes zu verbringen.

Und gemütlich wird's nun im Städtchen, recht gemütlich. Handwerker liefern ihre letzte Arbeit ab, die Burschen erhaschen Trinkgelder und laufen in die Läden, um Kragen und Krawatten zu kaufen.

Und alles rennt zum Fluß hinab, um dem Sabbat zu Ehren zu baden. Hinter dem Hause des alten Schächters fließt das Wasser vorbei. In der Nacht erscheinen hier die Toten vom gegenüberliegenden Friedhof, um ihr Reinigungsbad zu nehmen. Am Freitag Nachmittag aber badet hier das Städtchen. Ganz Kazmierz ist da, alle nackt, wie Gott sie geschaffen. Die ganze Wiese ist übersät von weißen Bündeln, nackte Großväter, Väter und Enkel tummeln sich im Wasser. In der Kunst des Schwimmens genießt das Städtchen von jeher einen Ruf: die Juden halten was vom Schwimmen. Die Väter legen ihre kleinen Kinder auf die Bäuchlein und

bringen ihnen das Schwimmen bei. Die Kinder weinen, und ihr Jammergeschrei steigt zum Himmel empor, die Väter aber ziehen sie immer tiefer ins Wasser und tauchen ihre Köpfchen unter. Das Kind reißt die Äuglein auf, brüllt ganz entsetzlich und wird wieder untergetaucht. Ernste Männer, die die ganze Woche in Nahrungssorgen verbringen, werden hier ausgelassen und zeigen ihre Kunststücke. Der eine produziert sich als Taucher, der andere schießt mit mächtigen Sätzen durch die Flut, der dritte umfaßt seine Knie mit den Armen und schlägt Purzelbäume im Wasser. Ein junger Mann aus Mlawa aber schießt den Vogel ab: wie ein Fisch liegt er „stundenlang“ unter Wasser, greift jeden an die Beine, springt dann plötzlich in die Höhe, überschlägt sich und taucht wieder unter.

„Der Fluß fordert jedes Jahr einen Menschen...“ Und plötzlich ertönt ein jäher Schrei: „O weh, er ertrinkt!“ Und richtig: dort, wo der Strudel im Flusse ist, hat's einen Menschen hineingerissen. Er sucht sich durch die reißende Flut hindurchzukämpfen, aber die Wellen halten ihn fest, und es zieht ihn in die Tiefe. Der Jüngling aus Mlawa ist sofort zur Stelle, taucht unter und zieht den Ertrinkenden bei den Haaren heraus. Inzwischen kommen aus der Stadt schreiende Frauen und Kinder gelaufen: „Wer? Chaim-Mojsche! Wo bist du?“ Man nimmt den Geretteten, wirft ihn hin und her, bindet ihm einen Riemen um die Schläfen, reibt und schüttelt ihn, bis er schließlich von den Toten aufersteht...

Der Fluß gehört dem Städtchen; aber das Gelände am Flusse ist Eigentum des Grundherrn, dem das Städtchen gehört. Der schickt seinen Verwalter mit einem großen Hund, um die Badenden zu vertreiben. „Der Verwalter kommt! Der Verwalter kommt!“ schreien alle, greifen nach ihren Kleidern und rennen mit den Bündeln auf dem Kopfe nackt dem Städtchen zu. In Scharen laufen die nackten Juden daher, weit ins Städtchen hinein, von dem Christen mit seinem Hunde verfolgt — bis die Schlächter mit Stöcken dem Verfolger entgegen-eilen und das Städtchen aus den Händen des Christen erretten...

Die Sonne beginnt sich nach dem Lintschetter Wege zu neigen. Es dämmt bereits. Am Wasser ist es ruhiger geworden. Man beeilt sich, nach Hause zu kommen, nur die letzten Fuhrleute, die zu spät ins Städtchen gekommen sind, und Handwerker, die sich mit ihrer Arbeit verspätet haben, suchen noch den Fluß auf. Auf dem Markte räumen die Weiber ihre Ware auf und gehen nach Hause. Frischgebadete Jungen laufen mit Flaschen über die Straße, um den Wein zu holen, über dem am Abend der Segen gesprochen werden soll. Allmählich werden die Läden geschlossen. Am Ende der Stadt, bei dem großen Einkehrhause, auf dem Wege zum Friedhof, flammt eine rote Gestalt in einer Wolke von goldenem Staub auf... Der Himmel wird immer dunkler. Der Synagogendiener schreitet durch die Gassen und ruft durch lautes Händeklatschen zum

Abendgebet. In den Fenstern leuchten da und dort schon die Sabbatkerzen auf. Nur die halb eingefallenen Häuser, die noch vom Brande her da stehen, sehen so kläglich aus, wie arme Verwandte, die in alten, zerrissenen Kleidern, nur die samtene Sabbatmütze auf dem Kopfe, zur Hochzeit gekommen sind. Vor einigen der Häuser sind schon die Hausfrauen mit den Töchtern im Sabbatstaat erschienen, frisch gewaschen und gekämmt sitzen sie auf den Bänken vor den Türen.

Still und feierlich ist's im Gäßchen. Der Sabbat naht mit leisen Schritten und verbreitet eine köstliche Ruhe. Vom Kirchturm tönt einsam die Kirchenglocke und ruft die Gläubigen zu frommem Gebet in die Kirche. Aus den Fenstern der kleinen Synagoge schimmern schon die Sabbatkerzen, und es scheint, daß sie miteinander Krieg führen wollen — die Kirchenglocken und die Sabbatkerzen. Beide locken und rufen. Durch das stille Städtchen schreiten fromme Christen, Männer und Frauen, der Kirche zu. Sauber gewaschene Juden, mit umgeschlagenen weißen Hemdkragen über den Sabbatröcken, gehen nach der Synagoge. Chassidim, in Atlas und Seide gekleidet, in Schuhen und weißen Strümpfen, begeben sich zum Rabbi. Und stiller, immer stiller und sabbatmäßiger wird es im Städtchen, das in zwei Hälften geteilt scheint zwischen Synagoge und Kirche. Aus den blankgeputzten Fenstern der Häuser schimmern die Leuchter mit den brennenden Kerzen. Junge Mädchen treten

aus den Häusern und gehen im Gäßchen spazieren. Das „Komm, Geliebter!“ des Kantors klingt im Gäßchen, und die Kirchenglocke tönt mit, und beider Stimmen vereinigen sich zu einem frommen Gebet...

In der Straße erscheint Reb Jecheskil mit dem Bräutigam, sie gehen zum Gebet in die Synagoge. Aus den Türen und Fenstern gucken ihnen die Töchter der Bürger nach und flüstern einander zu: „Leales Bräutigam! Leales Bräutigam!“

Junge Mädchen, Bräute, spazieren im Schulgäßchen auf und ab. Die Töchter des Schächters paradieren in goldenen Halsketten, die sie von ihren zukünftigen Schwiegervätern zum Geschenk erhalten haben.

Auf der anderen Seite der Straße lustwandeln Jünglinge in Atlasröcken, mit schwarzen Schläfenlößchen — Bräutigame, die ihre goldenen Uhren zur Schau tragen, welche sie als Verlobungsgeschenk von ihren Schwiegereltern bekommen haben.

Plötzlich ertönt in dem von der Abendstille erfüllten Gäßchen das Schluchzen einer Frau: „Mein Kind! Mein Jizchok!“ Frauen und Mädchen stürzen von allen Seiten herbei: „Was ist? Was ist?“

„Mein Jizchok ist seit Mittag fort... Weh mir! Man hat ihn am Wasser gesehen!“ schluchzt die Frau in dem stillen Gäßchen. Um sie herum stehen in Gruppen die anderen und erörtern den Fall. „Das Wasser braucht einen Menschen! Das Wasser braucht einen Menschen!“

Immer stiller und dunkler wird die Nacht. Der Sabbath naht mit gemessenen Schritten und verbreitet seine köstliche Ruhe. Und dort in der Ferne, wo der Himmel sich zum Wasser herabneigt, ruht das Geheimnis von Jizchok, dem verschwundenen Knaben.

Die Mutter eilt schluchzend zum Flusse hinab, dorthin, wo Himmel und Wasser sich berühren, um das Geheimnis zu ergründen, wo ihr Jizchokl verschwunden ist.

Freitag Abend. Bei Reb Jecheskil ist zu Ehren des Bräutigams der Tisch in der guten Stube gedeckt. Man hat die Tafel lang ausgezogen, wie es sonst nur einmal im Jahr, an Purim, zu geschehen pflegt, wenn alle Kinder und Enkelkinder sich zum Feste versammeln. Malkele, die Hausfrau, hat nicht an Licht gespart, weiß sie doch, daß, je mehr Licht am Freitag Abend im Hause ist, desto mehr Segen der Herr herabsendet. Altmodische silberne Leuchter stehen auf dem Tische, und alles strahlt im hellen Glanze der Kerzen. Zu Ehren des Bräutigams hat Malkele auch die silbernen Bestecke und die silbernen Becher herausgegeben. Am oberen Ende des Tisches, vor Reb Jecheskils Platz, lagen, wie es Brauch, unter einem gestickten Deckchen zwei Brote. Ihm zur Rechten war der Platz für den Bräutigam bestimmt. Auch hier lagen zwei Brote unter einem silbergestickten Deckchen, das Leale für den Bräutigam angefertigt hatte. Malkele

trug ein weißseidenes Kleid mit goldenem Besatz, das nach der Mode in breit ineinandergreifenden Falten gearbeitet war. Auf dem Kopfe trug sie ihre festtägliche weiße Spitzenhaube, und um die Schultern einen seidenen Schal mit blauen Fransen, den Reb Jecheskil ihr einstmals von der Leipziger Messe mitgebracht hatte. Sie stand am Tische, das Gesicht mit den edlen blassen Händen bedeckend, und sprach den Segen über den Lichtern. Leale steht da im Schmuck ihrer langen, seidenweichen Zöpfe, die über das blaue Samtjäckchen hinabfallen, und ist ganz das wohlerzogene junge Mädchen, das alles befolgt, was „Vater und Mutter und was gute, fromme Leute sagen — und Segen und Glück ruhen auf ihrem Haupte...“ Sie liest mit der Mutter zusammen im Gebetbuch:

„Herr der Welt, nimm entgegen meine fromme Tat des Lichtanzündens gleichwie die Tat des Hohenpriesters, der die Kerzen in deinem heiligen Tempel angezündet hat, auf daß die Augen meiner Kinder leuchten in der lieben heiligen Thora... Ihr Geschicke sollen leuchten im Himmel...“

Die Fenster nach dem Gäßchen waren geöffnet; das Quaken der Frösche tönt von den Gärten herüber, und aus der Ferne, vom schwarzen Walde her, schimmert ein einsamer Lichtschein, der sich wie ein vergessenes Sabbatlichtlein ausnimmt. Eine dunkle Wolke hing über dem Wasser und verhüllte alles ringsum; nur jenes Lichtlein schimmerte aus der Ferne, als hätte die Weichsel, die alte graue

Großmutter, es zu Ehren des Sabbats angezündet. Durch die offenen Fenster strömen die köstlichen Sommerdüfte von tausend Blüten und Kräutern herein, durchfluten das Zimmer, erhaschen ein Wort des Gebets, einen Sabbatsegen, und schweben hinaus, ihn den Feldern und Wäldern, dem Himmel und der Erde zu überbringen und über die ganze Gotteswelt zu verbreiten...

Aus der Synagoge und den kleinen Bethäusern gehen die Männer nach Hause. Wer irgend kann, hat einen Gast zu sich gebeten. Die Sabbatengel sind den Prinzen vorausgeeilt, ihnen den Gruß zu entbieten und ringsum selige Ruhe zu verbreiten. Und die Juden gehen an den Christen vorüber, die in ihren Werktagskleidern mit Frau und Kind auf den Bänken vor den Haustüren sitzen und sich die Zeit mit Spiel und Gesang vertreiben, und voll Mitleid blicken sie nach ihnen, den Heiden, die keinen Sabbat haben...

Und dein Volk Israel hast du getröstet, himmlischer Vater, und es ist wie erlöst, wie in Erbarmen gehüllt, als wenn dein göttlicher Schein es umfinge und ihm die Tränen trocknete vom Gesicht, es tröstete, ihm die Locken an den Schläfen kräuselte, wie eine treue Mutter es schmückte und liebevoll zu ihm sagte: „Bist du mir ein teurer Sohn, Ephraim? Ein geliebtes Kind? Und darum gedenke ich deiner in meinem Reden und Tun, darum lechzen meine Eingeweide nach ihm, darum tue ich mich seiner erbarmen,“ sagt Gott.

Und das Erbarmen Gottes ist ausgegossen über der Welt und der Nacht.

Reb Jecheskil ist vom Gebet nach Hause gekommen und bringt eine ganze Schar von Gästen mit.

„Gesegneten Sabbat!“

„Friede mit euch....“

Und man sah, wie die Engel mit ihren schnee-weißen Flügeln Seligkeit in der Stube verbreiteten. Malkele und die Braut saßen bei Tisch, warteten auf die Einsegnung des Sabbatweins und hörten den schmeichelhaften Worten zu, die die Männer den Frauen zum Lobe sprachen:

„Eine wackere Frau — wer sie findet...“

Man sitzt bei Tisch, Reb Jecheskil auf dem Ehrensitz, neben ihm der Bräutigam, und ihnen gegenüber Malkele mit Leale, der Braut. Es ist still ringsum, nur der leichte Wind, der zum Fenster hereinweht, flüstert leise... Leale hebt immer wieder zaghaft die Augen empor und wirft einen Blick zum Bräutigam hinüber. Er sieht so hübsch aus in seinem Atlasrock, mit dem dunklen Gesicht. Da sieht sie die goldene Uhrkette auf seiner seidenen Weste: von ihr hat er die goldene Uhr bekommen. Er ist ihr Bräutigam... Mit ihm wird sie in einer Stube wohnen... Niemand sonst, nur sie beide ganz allein... Und das junge Herz schlägt so leicht, so still... Und der Wind erlauscht ihr Geheimnis, trägt es hinaus in den dunklen Wald und plaudert es dort dem einsamen Sabbatlichtlein aus...

Er aber sitzt still da und senkt die Augen. Was mag er denken? Denkt er an sie, an seine Leale? Sie errötet. Das ist ihr Bräutigam... einen Bräutigam hat der Vater ihr mitgebracht... Ach, wenn doch niemand da wäre... wenn Vater und Mutter schlafen gegangen wären: dann würde sie zu ihm hingehen, ganz leise! Er ist doch ihr Bräutigam! Zu einem Bräutigam darf man doch... oder nicht?..

Horch! Vater und Bräutigam singen zusammen! Seine Stimme... wie sie klingt, wie sie tönt!

Sie, die Braut, reicht die Speisen herum — einen Teller für den Vater, einen für Mütterchen und einen für ihn...

„Wohl bekomm's ihm!“

Und ihr Herz klopft über seiner Schulter, und es ist ihm, als ob etwas an seinem Gesicht vorüberhuschte...

Während der Mahlzeit erschienen Reb Chaim Rosenkranz mit seiner Frau, es kamen Eiserl, Leibl, Mottele und Goldele mit den Kindern und sonstige Verwandte. Man begrüßte den Bräutigam und fragte ihn, wie ihm der Kantor gefallen hätte. Und dann begann ein allgemeines Gespräch über Kantoren. Jemand gab ein Gesangstück zum besten, das der Bräutigam seinerseits durch ein ebensolches beantwortete. Das ganze Gäßchen versammelte sich vor den offenen Fenstern. Der Bräutigam saß mit gesenkten Augen da, das Kinn in die Hand gestützt, und seine Stimme erging sich in allen Tönen. Immer

mehr Menschen sammelten sich vor den Fenstern an, man steckte die Köpfe hinein und rief: „Geseegneter Sabbat!“

„Leales Bräutigam!“ flüsterten die Mädchen und wiesen mit den Fingern nach dem Gaste. Fremde stahlen sich ins Zimmer hinein, zuerst mit einem unsicheren Lächeln auf den Lippen, das aber bald völliger Sicherheit wich. Das Zimmer war rasch gefüllt. Es wurde Wein für die Gäste gebracht und immer wieder eingeschenkt. Bald trat auch Reb Jizchok Judels mit einem breitspurigen: „Guten Sabbat!“ ins Zimmer. Die Anwesenden machten ihm respektvoll Platz. Eiserl legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter und duzte sich mit ihm. Reb Jizchok Judels wollte nicht lange bleiben: „Der Rabbi wird gleich den Wein einsegnen,“ sagte er. Die anderen beeilten sich, das Tischgebet zu sprechen, und die Jüngeren machten sich auf den Weg zum Rabbi, während die Alten, Reb Jecheskil und Reb Chaim, sich anschickten, in die Synagoge zu gehen, wo der Rabbiner jeden Freitag Abend mit den Bürgern den Bibelabschnitt der Woche las. Reb Jizchok Judels aber wandte seine ganze Beredsamkeit auf, um sie zu bestimmen, dem Bräutigam zu Ehren mit den Jüngeren zum Rabbi zu gehen. Die beiden Hausväter schämten sich anfangs zwar, den Wochenabschnitt zu versäumen, aber die Kinder, und auch der Bräutigam selbst, ließen nicht locker, und Reb Jizchok Judels sagte: „Man muß euch dran gewöhnen...“

Und die beiden Alten ließen sich ein wenig beschämt zum Rabbi mitschleppen. Es war das erste Mal, daß sie am Freitag Abend in der Synagoge bei der Vorlesung des Rabbiners fehlten...

Beim Wunderrabbi im Bethaus.

Eine Versammlung! In Gottes Gemeinde sind alle gleich, ob Kinder oder Greise, alle haben eine Seele, einen Leib, eine Gottesliebe, alle beten in einem Gotteshaus. Und alle Gebete sind eins, wie tausend Stimmen aus einer Brust. Die ganze Gemeinde ist ein einziges Ganzes, ein Meer von schwarzen, pelzverbrämten Samtmützen und schwarzen Bärten. Alle Augen sind auf den Mann in dem weißen Gewande gerichtet, der sich zwischen den dunklen Gestalten auf und ab bewegt und den Raum von Ecke zu Ecke durchschreitet. Das ist der Rabbi. Seine Hände ruhen in dem seidnen Gürtel, mit dem die Finger sich verflochten haben, seine Augen sind zur Decke gerichtet, und auf der hohen, leuchtenden Stirn liegt eine scharfe Falte — ein Gedanke, eine Andacht zu Gott.

Und Gott ist anwesend unter der Gemeinde, er ist eins mit seinem Volke, ein Teil im Ganzen, eine Flamme am Leuchter der Gesamtheit. Die Gemeinde Israels und Gottes Geist, beide ins Exil getrieben, treffen hier zusammen und erinnern sich ihrer Brautzeit. In der Tat — ist es nicht zwischen ihnen wie zwischen Brautleuten, die einen Streit miteinander hatten? Sie sind nach verschiedener

Richtung auseinandergegangen, in fremde Länder, und jetzt treffen sie zusammen, irgendwo, auf einem Rastpunkt in der Fremde . . .

Und der Rabbi sang seinen Liebeshymnus an Gott, das Hohe Lied.

Nicht gesungen hat er es, sondern feierlich gesprochen, mit tiefer Andacht, jedes Wort nach seinem Sinn und seiner Köstlichkeit . . .“

„Seht mich nicht an, daß ich so schwarz bin, denn die Sonne hat mich so verbrannt. Meiner Mutter Kinder zürnten mit mir, sie haben mich zur Hüterin der Weinberge gesetzt, aber meinen eigenen Weinberg habe ich nicht behütet.“

„Sage mir an, du, den meine Seele liebet, wo du weidest, wo du ruhest im Mittage.“

„Weißt du es nicht, du Schönste unter den Weibern? Geh hinaus auf die Fußstapfen der Schafe und weide deine Zicklein bei den Hirtenhäusern.“

„Ich bin eine Blume zu Saron und eine Rose im Tal.“

„Wie eine Rose unter den Dornen, so ist meine Geliebte unter den Töchtern . . .“

„Wie ein Apfelbaum unter den Bäumen des Waldes, so ist mein Geliebter unter den Söhnen.“

„In seinem Schatten will ich liegen, und seine Frucht ist meiner Kehle süß.“

„Mein Geliebter ist gleich einem Reh oder jungen Hirsch. Siehe, er steht hinter unserer Wand und siehet durchs Fenster und gucket durchs Gitter.“

„Mein Geliebter antwortet und spricht zu mir:
„Steh auf, meine Freundin, meine Schöne, und
komm zu mir!“

„Warm ist es — der Winter ist schon weg und der
Regen vorbei.“

„Die Blumen sprießen schon auf der Wiese, der
Lenz ist herbeigekommen, und die Turteltaube läßt
sich hören in unserem Lande.“

„Steh auf, meine Freundin, meine Schöne, und
komm zu mir — — —“

Die Stimme des Rabbi gibt jedem Wort seine
tiefe Bedeutung, gibt den Anwesenden die Süßig-
keit zu kosten, die Anhänglichkeit und Treue, die
die Gemeinde Israels und der Geist Gottes für-
einander hegen.

Und die Gemeinde fühlt es und neigt sich wie
ein durstiges Kornfeld unter den triefenden Wolken.
Die Gemeinde erhascht ein Wort, und dieses Wort
klingt in den Herzen weiter, und es tröstet wie ein
Gruß des göttlichen Geistes an die Gemeinde Israels
in der Verbannung.

„Wenn ich ein Vöglein im Walde wäre, wollte
ich zu dir fliegen.“

Und die Anwesenden fühlen sich einander nahe,
und sie werden eine Seele und ein Herz.

Der Rabbi spricht die Worte mit so viel Liebe,
wie wenn er einen Brief lesen würde, einen treuen
Brief, der tausend Meilen weit herkam...

„Ich schlafe, aber mein Herz wacht. Da ist die
Stimme meines Geliebten, der anklopft: Tue mir

auf, meine Schwester, meine Freundin, meine Taube. Denn mein Haupt ist voll Taues und meine Locken voll Nachttropfen.“

„Ich habe mein Hemd ausgezogen — wie soll ich es wieder anziehen? Ich habe meine Füße gewaschen — wie sollte ich sie wieder besudeln?“

„Aber mein Freund steckte seine Hand durchs Riegelloch und mein Innerstes erzitterte davor.“

„Da stand ich auf, um meinem Geliebten zu öffnen; meine Hände tropfen mit Myrrhe und meine Finger mit fließender Myrrhe an dem Riegel am Schloß.“

„Und da ich meinem Freunde aufgetan hatte, war er weg und hingegangen.“

„Meine Seele war außer sich, als er redete. Ich suchte ihn, aber ich fand ihn nicht. Ich rief, aber er antwortete mir nicht.“

„Es fanden mich die Hüter, die in der Stadt umgehen, die schlugen mich wund; die Hüter auf der Mauer haben mir meine Kleider herabgezogen.“

Plötzlich verstummte der Rabbi. Er ging im Betsaal auf und ab, sprach kein Wort, und seine Augen weiteten sich immer mehr und starrten zur Decke empor. Die Falte auf seiner Stirn grub sich immer tiefer. Auf die Chassidim senkte sich ein süßer Schauer, der sie gleichsam zu einer Gemeinschaft verband.

Da erwachte der Rabbi aus seiner Verzückung, als wäre es plötzlich licht geworden vor seinem Geiste, und rief mit freudig jauchzender Stimme: „Friede

mit euch! Friede mit euch! Ihr Engelscharen, ihr ewigen Engel!“

Und es war den Anwesenden, als wenn Tausende von Engeln zu ihnen niederschwebten, sie herzlich umarmten und sich mit ihnen vereinten, um mit dem Rabbi und seinen Chassidim den Sabbat zu feiern.

„Friede mit euch, ihr Engelscharen!“

Und die ganze Gemeinde rief mit Jubel, mit Sabbatfreude, einmütig und voll Liebe: „Friede mit euch, ihr Engelscharen!“

Und der Rabbi mischte sich unter die Gemeinde, und sie faßten einander an den Händen und riefen mit lautem Jubel, alle einstimmig: „Friede eurem Kommen!“

Dann ward der Rabbi plötzlich wieder still, und er wandte die Augen zum Himmel empor, als wollte er dort oben etwas erforschen. Seine Hände aber wühlten sich noch tiefer in den Gürtel. So stand er lange da, ohne sich zu rühren. Dann fuhr er wieder auf, eilte in die Ecke zwischen der heiligen Lade und der Wand, blieb da in sich vertieft stehen und sprach etwas leise vor sich hin... Nun begann er sich allmählich zu wiegen, und ohne Worte floß ein stilles Gebet von seinen Lippen. Von Zeit zu Zeit bewegte er die Hand, wie wenn er seinem Gebet einen Nachdruck geben wollte; bald aber stand er wieder still in sich gekehrt da.

Ein Meer von dunklen Köpfen, verharret rings um ihn in tiefem Schweigen die Gemeinde. Und ein

heimlicher, süßer Schauer erfaßte sie, und sie suchten einander mit den Händen und zitterten voll Erwartung.

Jetzt erwachte der Rabbi aus seiner Erstarrung und rief der Gemeinde zu: „Zum Kidusch!“

Sein Gesicht leuchtete, wie wenn der Geist Gottes es geküßt und geheiligt hätte. Es strahlte eine Wärme aus, die alles einhüllte.

Die Anwesenden traten zur Seite: in der Tür erschien ein Zug von Frauen, in dessen Mitte die Frau des Rabbi sich befand. Ihre hohe, leuchtende Stirn war mit einem Stirnband geschmückt, das mit Brillanten, Perlen und Gold besät war. Die großen Brillanten an ihren langen Ohrringen, die aus der Sabbathaube wie große Sabbatautropfen hervorblickten, und die Perlen, die ihren Hals und ihr seidenes Kleid schmückten, verbreiteten über ihre Gestalt einen königlichen Glanz. Auf ihrem feierlichen, majestätischen Gesicht lag jüdischer Stolz und jüdische Anmut. Umringt von den Töchtern und Schwiegertöchtern, schritt sie auf den Tisch zu, und ihre seidenen Kleider rauschten, und die Brillanten und Perlen blendeten die Augen der Anwesenden und geboten Ehrfurcht.

Der Rabbi nahm den hohen silbernen Becher, füllte ihn mit Wein und sprach den Segen:

„Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn.“

Und der Segen schwebte über den Häuptern der Versammlung und entflog durch das offene Fenster

in Gottes Welt, die von Geheimnissen träumte. Und er streifte von allem, von der ganzen weiten Welt, die Alltäglichkeit ab und hüllte sie in das Kleid des Sabbats.

Im Gäßchen ist es schon finster. Die Sterne flimmern am tiefblauen Himmel wie verglimmende Sabbatkerzen in einer jüdischen Stube, in der die Anwesenden über ihren Geschichtenbüchern eingeschlafen sind. Da und dort schimmert noch in einem Fenster ein Sabbatlichtlein, das am Erlöschen ist, und aus den offenen Fenstern tönen verschlafene, allmählich ausklingende fromme Tischgesänge. Der Segensspruch des Rabbi hat sich nach allen Richtungen ausgebreitet und ist zwischen Nacht, Himmel und Erde in süßer Innigkeit entschlummert. Fern in der Straße hallen die Schritte der jüdischen Wächter, die das Städtchen zur Nachtzeit vor Brandstiftern bewachen...

Der Gesang der Chassidim beim Rabbi war durch das offene Fenster ins Gäßchen gedrungen und bahnte sich weithin den Weg.

Zwei Graubärte tauchten im Dunkel der Nacht auf: es waren Reb Jecheskil und Reb Chaim, die vom Rabbi kamen.

Aus dem Fenster des Bethauses schimmerte noch ein einzelnes qualmendes Licht, und die matten Stimmen schlaftrunkener Männer ließen sich vernehmen.

Die beiden Alten traten in das Bethaus.

An einem Tische, der von einer dem Erlöschen nahen Lampe schwach erleuchtet wurde, saß Reb Dowidl, der Rabbiner, und um ihn herum saßen im Kreise die von der Arbeit der Woche ermüdeten Bürger. Er nimmt mit ihnen den Wochenabschnitt der Bibel durch:

„Und wie ich zu Gott gefleht habe in den Worten . . .“

Eine dumpfe Schwüle lag über den Köpfen der Versammlung, aus der die große Gestalt Leibs, des Schusters, emporragte. Er ließ ein lautes Schnarchen vernehmen.

Die Bürger schämten sich . . .

Am Morgen

Sabbatmorgen . . .

Die Sonne geht am Himmel auf, und ins Städtchen zieht der leuchtende Tag ein. Er kommt von selbst, niemand im Städtchen hilft ihm dabei. Die Läden sind verschlossen und verriegelt, kein Mensch regt sich. Kommt ein Bauer mit seiner Fuhre ins Gäßchen, so sieht niemand nach ihm hin. Mitten in der Gasse hält er an, füttert seine Pferde und „feiert Sabbat“. Hier und da erscheint ein Hausvater vor der Tür, in reinen Unterkleidern, und gähnt nach Herzenslust in die Welt hinein. Ein Chassid kehrt vom Tauchbad zurück, Wassertropfen rinnen ihm von den nassen Schläfenlocken auf den frischen Hemdkragen, der mit ganz besonderem Anstand über den Rockkragen gekrämpt ist. Auf dem Markte erscheint ein hochgewachsener, hagerer Mann mit langem, breitem Bart. Den Mund weit aufreißend, schreit er, die Worte wie einen langen Faden ausziehend:

„Auf ins Bethaus!“

Frauen in geplätteten weißen Unterröcken treten aus den Häusern und klopfen an die Fensterläden der Nachbarhäuser:

„Sarah, man hat schon gerufen!“

Die Fensterriegel knarren, die Läden werden aufgestoßen, und weiße Nachtmützen erscheinen in den Fenstern. Man blickt nach der Stadtuhr am Rathausturm: „Wie spät ist's?“

Geputzte Frauen kommen zum Vorschein: jüdische Mädchen lieben es, sich am Sabbat zu

schmücken. Ihre besten Kleider legen sie an, wenn sie ins Gotteshaus gehen. Man trug damals weite seidene Kleider, die, nach oben schmal zugehend, sich nach unten so erweiterten, daß es aussah, als hätte darin nicht nur die Frau, sondern obendrein noch ein halbes Dutzend Kinder Platz. Man schmückte sich gern mit Spitzen, die von der Mutter auf die Tochter vererbt wurden, echte Kalischer Spitzen. Jedes Jäckchen war an Hals und Ärmeln mit breiten seidenen Spitzen reich besetzt. Auf dem Kopfe trugen die älteren Frauen ein kleines Hütchen, das mit zwei auf Draht gezogenen Blumen garniert war. Die Schultern bedeckten türkische Schals, die man „Schültücher“ nannte. Die fortgeschritteneren jungen Frauen trugen weiße Kragen um den Hals mit Leipziger seidenen Schals darüber, deren gestickte Enden über der Brust eine große Schleife bildeten. Es war sehr kleidsam und gab ein feines Aussehen. Auf dem glatten Scheitel trugen sie schwarze Spitzenhüte mit schwarzen Federn und seidenen Bändern, die unter dem Kinn zusammengebunden wurden. Mädchen in glänzend schwarzen Sabbatschuhen und weißen Unterröcken stehen, in Umschlagtücher gehüllt, vor den Türen und sehen den geputzten Frauen nach. Diese fühlen sich sozusagen auf dem Präsentierbrett und schreiten langsam, mit gezierter Anmut daher. Sie wissen, daß Hunderte von Augen auf sie gerichtet sind, daß jede ihrer Mienen, jede Bewegung beobachtet und alles an ihnen hundertfältig abgewogen und abge-

messen wird. Kleine Buben gehen vor der Mutter oder Tante her und tragen ihr das in ein Taschentuch eingewickelte Gebetbuch. Hausväter kommen, in Sabbatröcken, sauberen Stiefeln und frischen Hemdkragen. Einige von ihnen hatten die Gebetmäntel um, andere ließen sie samt den Bibeln hinter sich hertragen. Chassidim in Atlasröcken, pelzverbrämten Samtmützen und weißen, geplätteten Kragen mit seidenen Krawatten, die den Wohlstand des Besitzers andeuten sollten, gingen nach dem Tauchbad oder kamen von dort zurück. Die Gasse wurde immer belebter, anheimelnder und sabbatmäßiger. Die Sonne, die frisch und leuchtend zum Sabbat angekommen, ergoß ihr strahlendes Licht über den Himmel und schien hell auf die eine Seite der Straße hernieder, während die andere noch im Schatten lag. Auf dem Laub der Bäume vor den Türen schimmerte noch der Nachttau.

Nur die abgebrannte Synagoge stand wüst, eine Ruine, von Brettern umzäunt da, und schien vielmehr das Grab einer Synagoge... Die einzige Wand, die vom Brande noch übrig geblieben ist — eine „westliche Wand“ — starrt wie ein Grabstein der Synagoge aus den Trümmern empor. Und die Juden gehen stöhnend an ihr vorüber, nach dem Bethause hin.

Im Bethause wird bereits gebetet. Der Kantor hat zu Ehren der Fremden, die zum Rabbi ins Städtchen gekommen sind, neue „Stückchen“ eingeübt. Er steht mitten unter seinem Chor, der aus jungen

Burschen und kleinen Buben besteht. Die Quieker, die das ganze Jahr sich in den Straßen heruntreiben, ohne von jemand beachtet zu werden, stehen heut groß da: sie machen die Versammlung bald lachen und bald weinen und tragen ihre Gebete zum Himmel empor. An der Tür stehen die „Kenner“ — der Handschuhmacher mit dem geschorenen Bärtchen, samt seinem Anhang — und „kritisieren“. Sie rümpfen von Zeit zu Zeit die Nase, stampfen mit den Füßen und spitzen mit jäher Kopfbewegung die Ohren: „Da! Da!“ Reb Jecheskil und der Bräutigam sind etwas spät gekommen, aber das schickt sich so für einen Bräutigam, für einen Chassid. Er wurde mit der Aufforderung beehrt, den Abschnitt aus den Propheten vorzulesen, und die Frauen sahen von der Galerie herunter und lauschten seinem Vortrag.

Nach dem Gebet lud Reb Jecheskil die ganze Versammlung auf ein Glas Wein zu sich ein. Malkele hielt die Gäste, die auf die Fische warteten, so lange im Nebenzimmer hin, bis auch die Chassidim kamen. Eiserl, der Schwiegersohn, erschien mit Reb Jizchok Judels und seinem Anhang. Sie stürzten sich wie die Wölfe auf das Essen und schoben die Bürger rücksichtslos zur Seite, die sich mit leerem Magen nach Hause trollten. Die Chassidim lärmten und schrien, schoben und stießen sich gegenseitig und langten mit den Händen nach jedem neuen Gericht, bevor noch die Schüssel auf dem Tische stand. Malkele zerfloß förmlich vor lauter Freude und Glück: in

ihrem Hause leibhaftige Chassidim, gelehrte Männer! Reb Jecheskil selbst ist ein Stück Chassid geworden! Die Chassidim umringen ihn, klopfen ihm auf die Schulter. Man begann zu singen, die Stimmung wurde immer fröhlicher. Aus der ganzen Stadt kamen Sendungen für den Bräutigam: Proben des Sabbatstrudels.

„Die Mutter schickt Strudel für den Bräutigam,“ sagten die Mädchen, indem sie den zugedeckten und in eine Serviette gehüllten Teller überreichten.

„Schönen Dank — sag’ deiner Mutter, wenn mal, so Gott will, dein Bräutigam bei euch zu Tisch ist, wollen wir uns mit ’nem Korb Wein bedanken“ — so lautete jedesmal die Antwort der Hausfrau.

Ganze Reihen von Tellern standen schon auf dem Tische, und nach dem Strudel konnte man jedesmal die Hausfrau erraten. Da war ein schlichter Teigstrudel, den eine altmodische Hausmutter geschickt hatte, und ein gerollter Strudel, mit vielen Rosinen und sonstigen Köstlichkeiten gefüllt, der von einer modernen „Madame“ kam, und ein mehliges, in reichlichem Fett gebackener Strudel, mit wenig Rosinen und viel Pfeffer, der von einem chassidischen Tische stammte...

In der Gasse ist es lebhaft und fröhlich. Man sitzt zumeist noch bei Tisch. Aus manchen Fenstern hört man bereits das „Tag der Ruhe“. Einige Hausväter sind bereits über den Gebetbüchern am Tisch eingeschlafen, während sie das „Gebet nach dem Essen“

sprachen. Das junge Volk und die Schulbuben haben sich schon vor dem Gebet fortgeschlichen, in die Gasse hinaus, auf den Hügel hinter der Stadt, um da mit den Mädchen zu promenieren...

Und Sabbat ist's auch auf dem Berge, und das Städtchen schläft sanft im Schutze der Sabbatruhe wie unter Mutters Schürze. Die Schuljungen sind auf den Hügel hinaufgeklettert; dort stehen sie nun und blicken durch die Faust wie durchs Fernrohr auf das Städtchen, wie Josuas Späher, die den Ort auskundschaften. Dann rutschen sie alle den Berg hinab, einer nach dem andern, und zerreißen dabei ihre Sabbatröcke und Sabbatstiefel.

„Nachum, dein Sabbatrock!... Wirst du wohl herunter, Chaim!“ rufen die Mütter, die am Hügel vorbeikommen.

Doch die Gesellschaft hört nicht und rutscht immer weiter. Plötzlich aber ruft ein Junge: „Der Lehrer kommt! Der Lehrer!“ Die ganze Gesellschaft macht sich aus dem Staube, weit fort...

Dort, weit unterhalb des Hügels, dehnt sich der Weg; dort sieht man den Fluß, der das Städtchen durchschneidet; dort steht die Mühle, deren Rad das Wasser schlägt, daß es hoch aufschäumt. Dort, auf dem Wege hinter der Wassermühle, gehen die Jünglinge, die im Bethaus lernen, spazieren....

Nach Tisch bei Reb Jecheskil.

Reb Jecheskil hat sich, wie es einem Hausvater am Sabbat geziemt, unter die Bettdecke ver-

krochen, und Makele ist seinem Beispiel gefolgt...

Leale, in ihrem Sabbatkleide und der weißen Tändelschürze, hat sich im Salon am Fenster hingesezt und liest wie eine richtige neumodische Braut eine Erzählung. „Er“ bewegt sich im Salon, schon ein wenig heimischer und sicherer. Man fühlte sich schon einander näher, obschon man kaum ein Wort miteinander gewechselt hat. Sie las weiter, und seine Anwesenheit genierte sie nicht mehr. Man hat sie ja doch zu einem Brautpaar gemacht! Sie sprach gar nicht und freute sich nur so recht innerlich, daß er der Ihrige, ihr Bräutigam war. Sie zählte im stillen seine Schritte; bisweilen sahen sie sich gar nicht an, und dann konnten sie wieder die Augen voneinander nicht abwenden. Darf man denn nicht? Nur wußten sie nichts miteinander zu reden und schwiegen.

„Möcht' Awremele vielleicht Sodawasser trinken?“ fragte plötzlich Leale in einer Anwandlung von Kühnheit.

„Danke schön, ja“ — antwortete er, und seine Stimme klang ihr bereits ein wenig vertraut — ist er mit ihr doch schon etwas verwandt, nicht wahr?

Sie brachte ein Glas Sodawasser, stellte es vor ihn hin und schob es ihm zu. Er nahm das Glas in die Hand und sprach den Segen. Sie fühlte, daß dieser Segen irgendwie auf sie Bezug hatte, und sie antwortete leise: „Amen!“ Und es war ihr so wohl dabei, als hätte sie mit ihm gemeinsam den Segen gesprochen.

Dann wurden sie wieder still. Er drehte sich in der Stube hin und her und hätte ihr gern etwas von seinem Bethaus und von seinem Lowitscher Freund erzählt, aber es fiel ihm ein, daß sie ein Mädchen war — und wie sollte sie solche Sachen verstehen? Sie wollte ihrerseits mit ihm von ihren Freundinnen plaudern — aber er ist doch ein junger Mann. Und so hatten sie denn gar nichts, wovon sie miteinander hätten reden können, und sie schwiegen still und fühlten nur, daß es gut ist, so zusammenzusein — sind sie doch eben Brautleute, und das andere ist gleichgültig...

Von draußen schien die Sabbatsonne durch das offene Fenster herein und ergoß ihr Licht über den Glasschrank und die silbernen Leuchter und Gläser auf dem Tische. Mit dem Rauschen des Laubes drang das ausgelassene Lachen und Scherzen der jungen Leute herein, die auf den Brücken vor den Fenstern saßen. Da und dort promenierten feiertäglich geschmückte Mädchen und warfen neugierige Blicke in die Stube, um Leales Bräutigam zu sehen.

Plötzlich gibt's eine Überraschung — lautes Schreien ertönt in der Ferne. In der Gasse beginnt ein Auflauf: alles springt von den Bänken auf und stürzt irgendwohin, das Gäßchen hinunter. An den mit Laken verhängten Fenstern erscheinen Schlafmützen, auf den Türschwellen Unterröcke und in Tücher gehüllte Köpfe. Und man guckt und guckt, und der Auflauf kommt immer näher: schwarze

Köpfe, weiße Unterröcke, Kinder, Jünglinge und Mädchen, alles durcheinander. Erhitzte Schulbuben, von deren Schläfenlocken der Schweiß herabrinnt, eilen voraus und schreien:

„Gewalt! Gewalt! Man hat sie erwischt!“

Die Prozession lenkt in die Gasse ein. Inmitten der Männer und Frauen sieht man Notte, Reb Jecheskils Kutscher: o weh, die Soldatenmütze ist ihm vom Kopfe gerissen, sein Haar ist zerzaust, seine Ohren sind rot von den Attacken der Menge. Wer eine Hand oder einen Fuß hat, stößt, schlägt und zaust ihn. Er aber hat die Miene eines unschuldigen Opfers, das nicht weiß, was das alles bedeutet. Neben ihm her geht Jente, Malkeles Dienstmagd — das Tuch ist ihr vom Kopfe gerissen, die Jacke zerfetzt, die Haare sind aufgelöst, und das vor Scham brennende Gesicht sucht sich vergeblich hinter den roten Händen zu verstecken. Eine alte Frau geht hinter ihr her, schlägt sie mit beiden Fäusten auf den Kopf und kreischt in einem fort: „Freude hab' ich an dir erlebt! Eine schöne Freude!“

Das Pärchen wird vor Reb Jecheskils Fenster geführt. Die ganze Gasse brüllt: „Erwischt! Erwischt!“

Reb Jecheskil springt aus dem Bett, erscheint im Schlafrock auf der Straße und versetzt den beiden ein paar Ohrfeigen.

„Weh mir — die Sünde!“

Unser Brautpaar hat sich vor Scham in die äußersten Winkel verkrochen.

Sabbat nachmittag; das Gäßchen „lernt“.

Aus den Fenstern schallen Stimmen. Reb Jecheskil hat nach schlicht bürgerlicher Art sich hingesetzt und einfach den Bibelabschnitt der Woche gelesen. Dann kam der Schwarm der Enkelkinder, und Reb Jecheskil begann sie zu examinieren. . . . Die Großmutter verteilte das Obst, jedem einen Apfel, eine Birne und eine Handvoll Stachelbeeren, und floß dabei über vor Glück.

Der Bräutigam saß am anderen Ende des Tisches und „lernte“ — er las laut in einem großen Talmudfolianten. Er sprach zu sich selbst, disputierte mit sich selbst und entschuldigte sich vor sich selbst. Immer tiefer geriet er in diesen Disput, während Reb Jecheskil dasaß und sich vor dem großen Folianten seiner bescheidenen Bibel schämte. . . . In seinem Hause, unter seinem bescheidenen Dache, disputieren solche großen Lehrer — — wie schön und wie gut ist das!

Vor der Tür saßen auf Stühlen Malkele mit der Tochter, der Schwiegertochter und deren Mutter, alle in Seide und Samt gekleidet, mit großen goldenen Ketten. Sie sahen den Spaziergängern zu.

Die Sonne ging langsam, mit ruhigen Sabbatschritten, hinter dem Städtchen unter. Die Männer begaben sich heim, zur „dritten Mahlzeit“. Sie gehen in Gruppen und unterhalten sich. Um die im Sabbatstaat einhergehenden Frauen drängen sich die Kinder, ganze Schwärme von Kindern — daß kein böser Blick sie treffe! Sie zupfen die Mütter an den

Schürzen und betteln: „Sabbatobst! Sabbatobst!“ Die Frauen aber tun, als wenn sie nicht hörten, und spazieren weiter.

Aus dem offenen Fenster klingt voll die Stimme des lernenden Bräutigams und erhöht die Sabbatstimmung des Gäßchens. Die Vorübergehenden bleiben einen Augenblick stehen: „Der Bräutigam lernt!“

Leale spielte für sich mit ihrer goldenen Kette: ihr Bräutigam lernte — i h r Bräutigam!...

Es ist bereits dunkel geworden. Da und dort schimmern schon die Lichter in den Fenstern und verdrängen die Finsternis in den Stuben. Eine verlorene Weise klingt aus der Ferne: beim Rabbi wird nach der dritten Mahlzeit gesungen. Eine heimliche Sehnsucht schmiegt sich an das Gäßchen...

Die Läden werden geöffnet; hier und da kommt, in ein Tuch gehüllt, eine Frau gelaufen und ruft jammernd: „Weh mir, mein Mann ist hin!“ Die eine holt Sodawasser in der Apotheke, die andere läuft zum Heilgehilfen nach einer Wärmflasche. Das Weibermännchen geht mit seinem Riechfläschchen von Haus zu Haus.

Ein Schauer zog durch das Städtchen, als wenn der Todesengel es mit seinen Flügeln gestreift hätte.

Man fürchtete sich, das Wort laut auszusprechen, in jedem Herzen aber war es eingeschnitten: die Cholera!...

Der Mond ging auf zwischen dunklem Gewölk

und blickte so gut und herzlich hernieder, als wollte er grüßen: „Gute Woche!“

Da und dort standen Gruppen von Männern und segneten den neuen Vollmond...

Irgendwo in der Ferne quakten die Frösche im Wasser — aber wer kümmert sich um sie weiter?...

Der Monat Elul

Inzwischen brachen die Elultage an. Sie wurden von dem Woll-Menschen mitgebracht, der alljährlich in „den Tagen“ das Städtchen besucht.

Nur Gott allein weiß, woher er kommt, und wer er ist. Er ist immer der erste Vorbote des Winters. In „den Tagen“, wenn die Bürger nach dem Frühstück vor ihren Häusern sitzen und unter die Schulkinder kleine Münzen verteilen, wenn die Sonne noch im Gäßchen leuchtet, aber es nicht mehr wärmt — an diesen Tagen erscheint plötzlich der „Woll-Mensch“. Er kommt gewiß von irgendwoher, wo immer Winter herrscht, denn er trägt tiefe Schneeschuhe, und in seinen Armen hat er ganze Ballen Wolle, aus denen Strümpfe gestrickt werden. Er ist klein und hager, und in der größten Hitze trägt er einen dicken wollenen Schal um den Hals, wie ein Symbol des Winters. Er ist ein geheimnisvoller Mann — es scheint, als hätte ihn der Winter in das Städtchen geschickt, um irgend etwas anzukündigen. — Und wenn man ihn so plötzlich erblickt, so gibt es einem einen Ruck, und die Bußstimmung wird wach.

Er ist der erste Wintervogel. Nach ihm erscheinen im Städtchen allerlei Fremde, die man sonst das ganze Jahr nicht gewohnt ist zu sehen, Fremde in seltsamen Hüten und Röcken, deren Schnitt aus fernen Ländern stammt, Fremde mit Päckchen Ziziß*), mit verschiedenen Amuletten und Horn-

*) Schaufäden, die am Gebetmantel hängen.

ringen für Säuglinge, welche gleichsam die Kunde mitbringen, daß es irgendwo, weit, weit von hier eine Welt gibt, in der gleichfalls Juden leben... und daß der mit Pappeln bepflanzte Weg in die Welt hinausführt... In zugedeckten Fuhrwerken kommen blinde Waisen angereist, Männer mit hölzernen Beinen, elende verlassene Weiber, „würdige“ Männer mit schönen Bärten, Abgebrannte mit Zeugnissen in der Hand. Es kommen in das Städtchen Juden mit unjüdischen Gesichtern und mit jüdischen Gebetbüchern in der Hand. Sie erzählen von ihren Vätern, die Grafen und Generale sind, sie aber haben den jüdischen Glauben liebgewonnen, alles verlassen und, im reifen Alter sich beschneiden lassen. Im Grunde trauen die Leute im Städtchen diesen Menschen nicht recht: Juden sind's und doch Nichtjuden.

Im Bethaus ist es gemütlich; die Bücherverkäufer sind schon in ihren Zeltwagen angekommen mit allerhand Gebetbüchern, die aus Warschau, Berditschew oder aus „Praiszen“ stammen. Die Schuljungen zupfen aus den Pferdeschweiften Haare aus, peinigen die Pferde und führen sie auf den Weg hinaus, um auf ihnen zu reiten. Die Bücherverkäufer wohnen im Bethaus, hinter dem Kasten, in dem zerrissene Blätter aus heiligen Büchern aufbewahrt werden, und kochen Tee, während die anderen beten. Sie legen ihre Bücher auf langen Tischen aus, und die Schuljungen betteln bei ihren Müttern, um sich Gebet- oder sonstige Bücher zu kaufen. Und welche jüdische Mutter wird sich

nicht den Bissen vom Munde absparen, um ihrem Jungen ein Buch oder ein Gebetbuch für ein paar Heller zu kaufen!

Zum Rabbi sind nun allerlei Kranke gekommen: ein Mann, von einem bösen Geist besessen, der aus ihm wie ein Hahn herauskräht, eine Frau mit einem Quitscher im Bauch, die verschiedensten Menschen mit den seltsamsten Krankheiten; jedes mit einer anderen schweren Bürde. Dann noch einer, um mit einem Verstorbenen Prozeß zu führen, der ihm bei Nacht keine Ruhe gibt und ihn vor das höchste Gericht fordert. Das ganze Städtchen strömt zusammen, um zu hören, wie der Tote hinter dem Vorhang sprechen wird.

Und über all diese Ankömmlinge ist es wie seltsamer Staub gebreitet, voll von Geheimnissen, Staub, der auf allen heiligen Büchern liegt. Und es scheint, daß es irgendwo eine jüdische Welt gibt, ein jüdisches Leben, ein großes jüdisches Bethaus — und daß das ganze jüdische Volk in einem Kasten voll zerrissener Blätter aus heiligen Büchern lebt, mit heiligem Staub bedeckt, und daß auf allem die jüdische Sehnsucht ruht...

Ein schöner heller Tag. Die Frauen sitzen vor den Haustüren und stricken Strümpfe oder wickeln Wolle auf. Auf den Markt dringt das Stimmengewirr der kleinen Kinder, die in der Schule die heilige Thora lernen, und eine Frau erinnert sich an die Worte, die in den Frauengebeten stehen: „Im

Namen der kleinen, unschuldigen Kinder, die ihre Hälschen ausgestreckt haben“. Die Sonnenstrahlen irren gelangweilt auf dem Markt herum, wie ungebetene Gäste. Plötzlich ertönt ein Hornruf, der Ton zittert in der Luft und macht groß und klein erschauern.

Die Frauen sitzen vor ihren Häusern und sind beschäftigt, sie putzen ihre weißen Schleifen oder ihren hellen Blumenschmuck auf, die im Monat Elul getragen werden. Aus den entferntesten Gegenden kommen Verwandte, Tanten und Basen, um die Gräber ihrer Väter zu besuchen.

Der alte Friedhof liegt auf einem Hügel, und die Grabsteine sind von Bäumen überschattet. Unter jedem Baum ein Grabstein, unter jedem Grabstein schlummert eine Seele. Die Gräber der Rabbiner sind von den Gräbern ihrer jeweiligen Gemeinden umringt, so daß man die Generationen nach den Rabbinergräbern zählen kann. Still ist es auf dem Friedhof. Irgendwo hinter einem Grabstein miaut eine Katze; ein Ziegenbock weidet auf den Gräbern mit einem ganzen Harem von Ziegen. Ein leiser Wind bewegt die Zweige der Bäume. Da und dort ertönt ein leises Schluchzen von Menschen, die ihre Toten besuchen, die ganz versteckt im hohen, wildwachsenden Gras sind, und nicht zu sehen sind — so daß man nicht weiß, ob das Weinen von Lebendigen oder von Toten kommt. Da führt Esther-Chana, die Totengräberfrau, die Älteste der Stadt, eine junge Frau und zeigt ihr das Grab, in dem ihr

Vater ruht. Und des Kantors „Quitscher“ pflücken die kleinen grünen Äpfel von den Bäumen in den Pausen zwischen zwei Totenliedern.

Zu dieser Zeit kommt auch der Mann aus Palästina, um die Palästina-gelder abzusammeln, die das ganze Jahr sich in den Büchsen häufen, die an den Türpfosten jüdischer Häuser angebracht sind, und in die jede Mutter das sogenannte „Lichtgeld“ am Freitag hineinwirft, bevor sie die Sabbatkerzen anzündet.

Er sieht wie ein Schatten, hoch und mager aus — hat ein blasses Bußtagsgesicht und auf seiner hohen, gefurchten Stirn ein Geheimnis — wie wenn er wüßte, warum wir solange im Exil sind, oder wann Messias kommen wird.... Er ist einer von jenen Männern, an deren Existenz man glaubt, ohne zu wissen, wo... die uns an etwas erinnern... von denen etwas so Vertrautes unsere Herzen anweht, so daß wir fühlen, daß wir doch noch irgendwohin gehören...

Dieser Mann trägt ein weißes Atlasgewand und hat lange schwarze Schläfenlocken. Er sitzt in dem Bethaus in einem verborgenen Winkel, und um ihn herum haben sich einige alte Leute versammelt: Reb Moische David, welcher die Erfüllung des Gebots auf sich genommen, alte zerfetzte Bücher und Blätter aus der heiligen Schrift auf dem Friedhof zu begraben; Reb Josua Wolf, Reb Notte, die ihre alten Tage im Bethaus verbringen,

alte Bürger vom Verein der Psalmenbeter, die Leibgarde des Lehrers Moses und gute Freunde König Davids. Alle haben sie längst sich die Sterbegewänder und Säckchen mit Erde aus dem gelobten Lande Israels vorbereitet. Jetzt horchen sie darauf, was der Palästinajude ihnen von der alten Mutter erzählt. Die Männer sehen ihn an. In den Falten seines Gewandes ist Staub aus dem heiligen Lande verborgen, Staub, der über den heiligen Gräbern wehte, über dem Grabe der Mutter Rahel...

Er nimmt aus seinem Bündel kleine Stückchen Kalk heraus, die er selbst von der „Westwand“ abgebröckelt hat. „Bin selbst dagewesen, habe da mit zehn Männern das Abendgebet gesprochen.“ Die Anwesenden nehmen die Kalkbrocken in die Hände, setzen sich die Stahlbrillen auf und betrachten die Brocken: es sind ja Stückchen Kalk von der „Westwand“, vom heiligen Tempel. Sie sind vom Tempel, der noch den Hohenpriester gesehen, und zu dem die Juden mit Opfern nach Jerusalem pilgerten....

Der Mann nimmt aus seinem Bündel ein Säckchen Erde heraus, Erde vom Grabe der Mutter Rahel. Dort war er auf dem Wege nach Efrath, wie es in der Bibel steht, dort, wo unser Erzvater Jakob sein Weib Rahel begraben hatte, auf dem Wege nach Beth-Lechem; dem Grabe selbst hat er diese Erde entnommen.

Die alten Männer werden von Sehnsucht erfüllt,

und hier und da befeuchtet die Brille eine ver-
stohlene Träne.

Die Dämmerung hat sich auf das Städtchen ge-
senkt. Aus fremden Gegenden weht ein kalter
Wind. Da und dort zeigt sich ein alter Bürger im
Wintermantel, der mit gesenktem Kopf ins Bethaus
schreitet. Die Schneider- und Schustergesellen
haben ihre Zierstöckchen liegen lassen, die sie immer
auf ihren Spaziergängen in den Gärten trugen, wo
sie mit „schönen Mädchen“ tändelten, und gehen
gleich den Alten mit den Gebetbüchern unter dem
Arm ebenfalls ins Bethaus, um in der Dämmerung
vor dem Abendgebet ein paar Psalmen zu beten.
Aus den kleinen Geschäften werfen die kleinen qual-
menden Lämpchen Lichtstreifen auf die Gasse und
verleihen ihr ein frommes Aussehen. Der Himmel
lodert auf der einen Seite in Höllenflammen. Da
werden die Sünder gebrannt und gebraten, und ihr
stömendes Blut fließt in die Feuerflammen und
glüht und flackert. Auf der andern Seite des Him-
mels zieht eine fromme, ernste Wolke dahin, gleich-
sam als wären in ihr die Tränen aufgesammelt, die
die guten Engel ob der Missetaten der Sünder ver-
gießen. Und sie nimmt das Städtchen in ihren
Schutz, wie wenn sie sagen wollte: „Euch geschieht
nichts.“ Auf der Straße zwischen den Bäumen ist
es leer, kein Jüngling, kein Mädchen ist zu sehen,
nur alte fromme Weiber reiben sich die Hände an
den feuchten Fensterscheiben ihrer Läden — ein

abgekürztes Händewaschen — und antworten mit einem Amen auf das Kadisch*), das aus dem Bethaus tönt.... Das Bethaus ist gestopft voll von Menschen, alten und jungen. Eine heilige Wärme und Andacht weht in dem Hause Gottes, man ist zum ewigen Schöpfer zurückgekehrt. Ein Prediger steht auf der Kanzel und ermahnt die Gemeinde, und mit seiner singenden Predigerstimme erinnert er sie an den Adel ihrer Abstammung. Sie sind Kinder Gottes, und Gott will sie nur prüfen; er harret nur darauf, daß die Juden zu ihm zurückkehren. Er erzählt ihnen die Parabel vom Königssohn, der gegen seinen königlichen Vater sich versündigte, und kommentiert ihnen den Satz aus Jesaia: „Gott tut sagen: wo ist der Scheidungsbrief, den ich eurer Mutter gab?“ Und die Anwesenden fühlen sich als Kinder — ins Exil verbannte Kinder — des himmlischen Vaters.

Nach der Predigt beginnen sie das Abendgebet.

Es ist dasselbe Abendgebet, das schon an die Winterlampe erinnert, wie sonst die gewöhnliche Stimme desselben Reb-Oscher, der das Vorrecht hat, jeden Abend das Gebet vorzusprechen, und doch ist es etwas anderes. Es lebt etwas Eigentümliches in dieser dunklen Menge, die das beleuchtete Bethaus füllt, eine vergessene Sehnsucht weht in dem Raume, die Sehnsucht von verbannten Prinzen, und ihr Vater ist der König... Es ruht ein Schimmer auf ihnen,

*) Ein Totengebet.

ein dunkel-trauriger Schimmer, ein heimlicher Geist, der ihnen eine gemeinsame Seele verleiht...

Die Gemeinde ist in das Gebet vertieft. Es ist fast ganz dunkel, die wenigen Kerzen vor dem Vorbeter sind schon im Erlöschen, nur hie und da dringen Tropfen Licht in das Meer von Finsternis. Über der Menge lagert eine stumme Stille. Das einzige weiße Betgewand des Vorbeters nimmt sich zwischen den schwarzen Röcken der Betenden aus wie etwas Lebendiges zwischen dunklen Schatten. Eine Menge dunkler Schatten wiegen sich hin und her, wie wenn ein heimlicher Wind ihre Köpfe bewegte... Man hört kein Wort, keinen Laut, nur hie und da ringt sich aus einer alten, kranken Brust ein Seufzer hervor. Eine stumme Seele, in ein dunkles Tuch gehüllt, betet in der Stille mit der Menge zusammen, und ihr Gebet ist auch stumm und dunkel....

Es ist Nacht geworden. Die Stimmen in den Pappeln, die sich an dem „schwarzen Weg“ zum Friedhof erheben, sind verstummt, wie es scheint, haben die „hohen Daitschen mit den langen Peitschen“ sich früh zur Ruhe begeben. Kalte Winde wehen von dort. Im Gäßchen ist es still und dunkel, als wäre alles in schwarze Laken gehüllt. Die Fensterläden sind geschlossen, und aus den Spalten dringen kleine Lichtstreifen. Doch in den Häusern sitzt man schon wieder an der Arbeit. Man hört das Klopfen des Schusters, und dieses

Klopfen klingt so vertraut, wie das Zirpen des Heimchens hinter dem Ofen es mahnt an lange, finstere Winternächte in der Werkstatt...

Rings um das Städtchen und in dem Städtchen selber sind die Häuser von einem Meer von Obstgärten umgeben, daß es einem einzigen Riesensblumentopf gleicht. In diesen Gärten ruhen nun die Gärtner, und hier und da schimmert ein Feuer und steigt Rauch auf: die Gärtnersfrau kocht ihr Abendbrot. Im dunklen Grase fliegen hier und da Leuchtkäfer auf, wie Feuerfunken oder irrende Seelchen...

Und die Welt Gottes ist wie eine verliebte-keusche Braut, die einsam auf dem „schwarzen Weg“ schreitet.

Der dunkle, stille Himmel spricht über dem Städtchen das Nachtgebet: „Der den Schlaf auf meine Augen senkt und den Schlummer auf meine Lider“ . . .

Nach den Feiertagen

Die Herbstfeiertage sind vorüber. Das Städtchen hat gefastet, hatte dafür aber auch das fröhliche Fest der Thora. Am Morgen noch hatte der einäugige Aron Leib, der Schuster, sein Betgewand um den Kopf gewickelt wie ein Türke und war mit der heiligen Thora in den Armen durch die Straßen getanzt; er hatte im Bethaus mit der Faust auf den Tisch geschlagen und geschrien: „Unser Lehrer Moses, unser . . .“ Inzwischen schlich sich aber die Nacht heran, die erste Nacht nach den Feiertagen, die erste Winternacht. . .

Eine stumme, tote Nacht. . . Ohne Anfang, ohne Ende wehen kalte Winde. Hier und da dunkelt ein Baum, der seine nackten Zweige bewegt und den Eindruck erweckt, als wäre er der Geist eines toten Baumes. Der Schatten seiner langen, phantastischen Zweige hebt sich schreckhaft in der dunklen Nacht hervor. Ringsum ist alles still, tot und dunkel. Fern im Gäßchen scheint langsam der Geist der verstorbenen Rahel-Lea zu wandern, der toten Mutter, die in ihrem Totenhemd langsam ihrem Hause sich nähert und an den Fensterläden horcht, ob die Stiefmutter ihre Kinder nicht peinigt. . .

Zuweilen spielt der Wind mit einem sich losreißenden Blech, mit einem klappernden Ladenschild. Das Rauschen einer Graupenmühle tönt herüber; die Graupen fallen auf die Mahlsteine, und es hört sich an wie eine Klage, weiß Gott, gegen wen und worüber. . .

In der toten Nacht schallen manchmal auf dem

Pflaster einsame Schritte: irgend ein Mann mit dem Säckchen in der Hand, in dem das Betgewand und die Gebetriemen sich befinden, geht schon ins Bethaus, um Psalmen zu lesen. Aus einem ebenen Fenster dringt der Schein einer Kerze, und das Klappern einer Nähmaschine zerreit die tote Nachtstille: ein Schneider ist bereits wach und hat sich an die Arbeit gemacht. In einem Hintergächen wird ein Wagen vorgespannt, und irgend jemand rennt dort im Gächen.

Die Nacht ruht noch starr über dem Stätchen, das sich schon zu zeigen beginnt...

Immer grauer wird die Dunkelheit, und wie durch trübe Brillengläser dämmert schon der Morgen. Aus der grauen Dämmerung treten die Umriss der Häuser hervor und werden langsam neugeschaffen. In den Fenstern zeigen sich die Morgenlichter. Auf dem Markt stehen ausgespannte Bauernfuhren. Juden laufen mit Paketen und Kisten herum, mit Brettern und Stangen. Man bereitet sich vor, in das Nachbarstätchen zum Markt zu fahren.

Aus dem Gächen kommt Reb Moische, der Kürschner, gefahren; er begibt sich an den Flu, um Tierfelle zu waschen. Der Nachttau liegt noch auf seinem Wagen. Der Himmel wird grauer, wie wenn er sich in ein Betgewand eingehüllt und zu beten angefangen hätte.

Jünglinge, wohlhabende Bürgersöhne in warmen Mäteln, gehen mit ihren Gebetriemen in das Bethaus, wo sie studieren. Es ist schon heller Tag, und

aus dem Bethaus schimmern noch immer die Lichtlein. Man hört Stimmen, welche lernen oder beten... es muß drinnen warm sein.... Auf den Dächern und Zäunen liegt der weiße Frosttau, frisch, kalt und schneidend, der erste Hauch des Winters. Aus manchen Schornsteinen steigt der Rauch empor, eine Hausfrau kocht da wohl schon das Frühstück, eine herbstliche Kohlsuppe mit Kartoffeln; über dem Städtchen geht ein kalter Bußtag auf.

Die Sonne kommt für ein Weilchen zum Vorschein, unerwartet, wie von ungefähr, wie um eine Schuld eilig abzutragen. Bald aber bläst wieder auf dem Marktplatz der rauhe Wind, der das bißchen Staub aufwirbelt, die wenigen Strohhalme, welche die Dorfwagen zurückgelassen haben, und ein paar Fetzen und Lappen, die sich da herumtreiben, emporjagt und mit ihnen einen Reigen tanzt. Dieser Geisterreigen schneidet ins Gesicht wie mit scharfen Besenruten, und wie mit einem Besen fegt er alle Hoffnungen aus dem Herzen weg.

Die Laubhütten stehen noch wie gestern da. Der Wind reißt die Tannenzweige herunter, und beschämt bleiben die Hütten stehen, barhäuptig, nur vier nackte Wände, aus dünnen Brettern zusammengezimmert, ohne Dach, ohne ein Stückchen Tannenreisig. Wozu? Für wen? Wie sieht das aus?

Die wenigen Bäume in der jüdischen Gasse ragen kahl und tot in den Marktplatz hinein. Manchmal bewegen sie ihre nackten Zweige, auf

denen noch hier und da ein welches Blättchen zittert, wie zustimmend: So ist es, meine Kinderchen, so ist es!

Gestern war das Freudenfest der Thora, und man hatte alles vergessen; einmal im Jahr durfte man fröhlich sein — und man war es. Halb im Rausch hat man sich schlafen gelegt, und früh am Morgen war man schon wach, wie wenn es einen im Bette nicht ruhen ließe. Im Laufe der Feiertage hat der jüdische Krämer das bißchen Mehl aus dem Sack verzehrt, bei dem Handwerker sind Hammer und Zange abhanden gekommen.

Mit dem Stöckchen in der Hand kommt man auf den Markt, um einen Heller zu verdienen. Ein Mann, der alles kann und mit allem handelt, dreht sich, in seinen Waschbärpelz gehüllt, auf dem Marktplatze herum. Mancher hat noch den feiertäglichen Hut auf dem Kopfe — während der Feiertage ist ihm sein werktäglicher verloren gegangen. — Sie gehen auf und ab und warten auf die Bauernwagen wie auf den Messias. Der eine ist auf den anderen böse, ohne jeden Grund... Vor der Tür von Reb Leibisch Epsteins Laden stehen die Vermittler, frieren in ihren leichten Röcken, verspotten sich selbst und machen Witze, d. h. wenn sie sonst nichts zu tun haben. Einer kauft sich einen Rettig zu Mittag, und die andern zeigen auf ihn mit dem Finger, seufzen und denken: nur dieser wird heute zu Mittag essen... Im Gäßchen entsteht ein Lärm. Ein Polizist trägt zwei gepfändete Leuchter und eine Sabbat-

bettdecke, und hinter ihm läuft eine Frau und bittet um Gnade, aber der Polizist hört sie nicht. Die Männer zittern in ihren leichten Kleidern, und das Herz klopft ihnen: die Miete...

Die Kinder gehen heute noch nicht in die Schule. Aus der alten Schule ausgetreten und in die neue noch nicht aufgenommen, treiben sie sich ohne Beschäftigung herum und springen den Müttern in die Augen; diese schimpfen. Da steckt man ein Stück Brot in die Tasche und zieht los. Im Schlächtergäßchen liegen Tierfelle ausgebreitet, damit sie in der Sonne trocknen. Auf langen Säcken ist Obst ausgeschüttet, Äpfel, Pflaumen. Man ergreift einen Haufen Pflaumen und rennt damit auf die Stadtwiese, wo das Vieh noch weidet. Ein schwerer Nebel liegt auf allem, aber was tut das? Man rafft übriggebliebenes Tannenreisig zusammen, und Maisstroh, macht ein Feuer, setzt sich rings herum, brät Kartoffeln und flicht Ringe aus den Palmblättern, die man von den am Laubhüttenfest beim Gottesdienst benutzten Wedeln gestohlen hat. Der Rauch steigt auf und lagert sich schwarz über dem Städtchen, wie wenn die Kinder die Stadt besiegt hätten.

Die Lehrer treiben sich auf dem Marktplatz herum und schmeicheln den armen Leuten. Die Väter, welche noch nichts gegessen haben, hören diese guten Reden an und schütteln die Köpfe... Jünglinge kommen aus der Fremde zugereist; sie haben ihre neuen Röcke an, die man ihnen zum Fest ge-

macht hat. Mit dem Koffer auf dem Rücken gehen sie von Haus zu Haus, um sich „Tage“ zu sichern, an denen sie frei beköstigt werden. Manche Mutter begleitet dagegen ihren Burschen zur Stadt hinaus, sein Kofferchen schleppend; sie schickt ihren Sohn in die Fremde, um zu lernen.

Außerhalb der Stadt spaziert ein Schneider mit einem langen gelben Bart, entzündeten Augen und einer schmalen langen Nase. Neben ihm schreitet ein Geselle in einem neuen „Sack-Rock“ — der Lohn für den Sommer. Der Schneider verspricht ihm goldene Berge, und der Geselle schweigt still. Dort aber zieht schon einer mit seinem Bündel in die weite Welt, um irgendwo in der Fremde einen Bissen Brot zu suchen; seine Mutter geht neben ihm und weint...

Gegen Abend kommen die Wagen vom Markte zurück, mit Paketen, Kisten, Brettern und Stangen. Aus den Läden schimmern die Lämpchen, der Himmel ist düster bewölkt und lagert drückend tief über dem Städtchen. Ein kalter Regen tropft — an einem Markttag regnet es immer — ganz gleichmäßig, immer mit derselben Andacht, oder ganz ohne Andacht. Die Rinnsteine werden breit mit Wasser überfüllt, nehmen fast die halbe Gasse ein; bald ist die Gasse noch kaum zu passieren. Man steht auf den Türschwellen und sieht zueinander hinüber. Das Wasser dringt in die kleinen Läden, die tiefer liegen; der ungebetene Gast wird mit Schaufeln herausgeworfen, aber er geht durch die

eine Tür hinaus und dringt durch zehn andere wieder herein, nimmt Stückchen Holz oder Brettchen mit und schwimmt damit davon. Die Weiber rennen ihm nach und schreien: Halt, halt!

Das Gäßchen entlang wandelt Gdalje Judels ins Bethaus. Er sieht aus wie der Tod selbst; ein schwer Schwindsüchtiger, dessen Vater und Großvater an derselben Krankheit zugrunde gingen. Groß wie ein Mann und schmal wie ein Knabe. Es scheint, als müsse dieser lange Körper jeden Augenblick zusammenbrechen. Sein dünner Hals ist mit einem dicken Tuch umwickelt. Er röchelt, und seine Augen sind weit geöffnet. Das ganze Städtchen weiß, daß er noch in diesem Monat sterben wird, der der schlimmste für die Schwindsüchtigen ist, und alle schauen auf den Menschen, der noch heute unter ihnen wandelt und schon morgen vielleicht in das geheimnisvolle Reich hinabgeht, das uns so verborgen ist, und vor dem alle sich so fürchten. Still wird es im Gäßchen, wenn Gdalje Judels vorbeikommt, und jeder tut im Herzen Buße, wie wenn der Engel des Todes mit seinen breiten, langen Flügeln das Gäßchen gestreift hätte. Die Schuljungen tuscheln miteinander und zeigen mit den Fingern auf den Mann... das Gäßchen ist von Ehrfurcht vor dem Tode erfüllt.

Am Abend sitzen die Hausfrauen an den Öfen, in denen für die Knaben, die auch am Abend in der Schule lernen, Äpfel gebraten werden. Auf dem

Tisch brennt die Winterlampe, und Frauen sitzen um ihn herum, bessern die Winterwäsche aus und erzählen sich Geschichten. Die kleinen Kinder, die erst den Anfangsunterricht bekommen, sind von den Lehrergehilfen bereits nach Hause gebracht worden und sitzen am kleinen Kindertisch, wo sie sich mit Spielen die Zeit vertreiben, bis die Älteren aus der Talmudschule kommen und das große Spiel losgehen kann. In der Stube ist es vorläufig noch ruhig. Durch die dunklen Fensterscheiben guckt die dunkle Nacht herein. Und hier sind sie bei der Mutter geborgen.

Vom Lowitscher Markt ist auch Malkele, die Frau Reb Jecheskils, zurückgekehrt, hat viele Pakete und Kisten mitgebracht. Als erfahrene Hausfrau war sie zum Markt nach Lowitsch gefahren, um für Leale, ihre jüngste Tochter, die Aussteuer einzukaufen. Als sie mit den Paketen und Kisten ankam, lief das ganze Haus zusammen, die ganze Familie, alle nahen und entfernten Verwandten, Itele und Goldele, Rachel Lea mit den anderen Tanten, alle um die Sachen anzusehen, um zu raten, wieviel sie kosten, und um die Braut zu beglückwünschen. Malkele packte die Sachen aus, die Stoffe, die Tücher und gezogene Betttücher, und von jedem Stück erzählte sie eine besondere Geschichte und Begebenheit, wieso und wo es gekauft worden. Wunder, die so zahlreich waren, wie die Haare auf dem Kopf. Die Frauen befühlten jeden Gegenstand, wogen und maßen ihn und versuchten den Preis zu erraten,

trafen aber nie richtig, da sie entweder zuviel oder zuwenig sagten. Sie versprachen sich, wie auf Verabredung, woraus wieder Verdruß entstand und zusammengekniffene Lippen, so so...

Der Kalischer Damenschneider erschien. Ein dunkler, erst kurze Zeit verheirateter junger Mann, in dessen Gesichte seine Tüchtigkeit sich ausdrückte. Er trug eine achtkantige Mütze, las Erzählungen, und am Sabbat pflegten in seiner Wohnung Burschen und Mädchen zu tanzen. Er hatte die Gewohnheit, die Frauen unter den Armen zu kitzeln, wenn er ihnen Maß nahm, weshalb er schon mehr als einmal von den ehrbaren Hausvätern geohrfeigt worden war. Er kam mit einem Buch, das er „Journal“ nannte — ein Buch, in dem Frauenmäntel abgebildet waren — und zeigte, daß man in Paris Kleider mit schmalen Ärmeln trage, und „Fransen“ um den Hals. Er beschrieb, was für seltsame Männermäntel mit Kapuzen in Paris von Frauen getragen würden. Er verstehe zu arbeiten, sagte er, so wie es in der Welt Mode sei, aber hier gebe es nichts, für wen? Darum wird er bald nach Ostern auf dem Seeweg nach London reisen, er hat bereits eine Schiffskarte zu Hause liegen. Das alles hatte er in einer so neu-modischen Sprache gesagt, ganz aus Büchern. „So ein Schneiderkerl, aus dem wird schon kein rechter Jude werden“.

Alle Kinder stehen in der Küche versammelt, Knaben und Mädchen — die ersteren sind eben aus der Schule gekommen, die Kerzen in den Laternen

brennen noch. Sie umringen alle die alte Rachel Lea, die aus einer breiten Schürze ihnen Pfefferkuchen und Lebkuchen austeilt, lange Plätzchen von verschiedenen Formen, die sie für die Kinder gebacken. Denn es ist ein alter Brauch, an dem Abend, an dem die Aussteuer zum Nähen weggegeben wird, die Kinder mit Naschwerk zu beschenken.

Drei Hochzeiten

Glückauf! Glückauf! Heute ist Leales Hochzeit!

Ein stiller, klarer Winterabend.

Nachdem der Schnee einige Tage lang unaufhörlich auf das Städtchen heruntergefallen war und es ganz eingehüllt hatte, ging in der Dämmerung der Mond auf. Er bahnte sich einen Weg durch die Wolken und beleuchtete das Städtchen so hell, daß die Kinder, die mit den angezündeten Laternen aus den Schulen heimgingen, diese mehr zur Illumination brauchten, als um den Weg zu beleuchten. Nach dem Mond traten einzeln auch die Sterne aus der Verborgenheit, in der sie sonst ruhen, zwischen den Wolken hervor. Die Sterne schimmerten und beleuchteten die Schneehaufen, die weißen Schafherden glichen. . . .

Im Städtchen ist's heute gemütlich. Die Läden sind offen und beleuchtet; die Kinder hängen sich an die Schlitten, die mit Schellengeläut durch die Gassen sausen. Heut ist ein Festtag im Städtchen! Drei Hochzeiten finden statt: der reichste Mann im Städtchen, Reb Jecheskil Gombiner, verheiratet seine jüngste Tochter Leale. Notte, Reb Jecheskils Knecht, führt heute die Köchin heim, und der blinde Akiwa überreicht dem Bethaus eine Thora. Bei Reb Jecheskil wird der Rabbi selbst die Zeremonie vollziehen; es sind so viele Chassidim und reiche Gäste angekommen, sogar mit Geigenmusik. . Auch Noha, der Improvisator, ist da — das wird ein Leben werden! . . . Nottes Trauung wird ebenfalls

nicht schlicht sein. Aber er wird das Gesicht seiner Braut vor ganz Israel mit dem Tuch bedecken. Nicht umsonst ist bei den älteren Bürgern noch der Brauch lebendig, am Hochzeitstage der jüngsten Tochter auch eine Dienstmagd zu verheiraten. Und heute kommt noch ein ganz besonderes Fest hinzu, zum ersten Mal ist eine Thora für den Verein der Psalmenbeter gestiftet worden.

Das Städtchen wimmelt von Angehörigen des Brautpaares. Man saust auf Schlitten herum, es herrscht großer Lärm und Trubel. Chassidim in seidenen und samtenen Hüten, in gewöhnlichen und elfspitzigen Pelzmützen bekomplimentieren einander auf der Straße. Männer in eingefetteten Stiefeln und Sabbattuchröcken ziehen durch die Gassen. Frauen kommen zum Vorschein mit breiten Stirntüchern, mit Brustschilden, Frauen mit weiten seidenen Kleidern, mit Schleifen und hohen Hauben auf dem Kopf. Ungeduldige Tanten stehen vor den Haustüren, mit Ketten und Broschen geschmückt, und harren auf den Schlitten, der die Hochzeitsgäste abholt (eine neumodische Sitte), ob- schon sie nur ein paar Schritte hinüberzugehen haben. Junge Mädchen, die schon ein paar Tage vor der Hochzeit ihr Haar in kleine Zöpfe flochten, damit es kraus werde, sind in weiße Gewänder mit blauen Bändern und in weiße Schuhe gekleidet. In den Händen halten sie die Samtbeutelchen mit dem Tanzgeld. Zum Bräutigam kommen Jünglinge in Atlasröcken, in Samthüten oder elfspitzigen

Pelzmützen; letzteres ist ein Zeichen, daß sie im Begriff sind, sich zu verloben. Kleine Kinder, die Knaben in Hüten, die Mädchen mit frisch gewaschenen Köpfchen, warten ungeduldig darauf, mit der Mutter auf die Hochzeit zu gehen. Im Gäßchen ertönt Musik, es wird bereits getanzt, gleich hier auf der Straße im Schnee. Die Schulbuben machen Vorräte von Schneebällen, die sie dann brauchen werden, wenn das Brautpaar unter dem Baldachin zum Synagogenhof geführt wird... Und der Mond freut sich und übergießt mit Licht den Schnee, der wie eine warme Decke über das Städtchen gebreitet ist. Es ist hell und gemütlich wie am Tage. Die Sterne leuchten, der Schnee funkelt wie Brillanten, und die Häuschen stehen wie in weiße Tücher eingehüllt. Schlitten sausen mit Schellengeklingel daher, und die Schuljugend hängt sich an sie.

In der Gasse hört man die Geigen chassidische, langgezogene Weisen spielen. Reb Schloime Linschezers Geige weint. Lampen und Kerzen werden auf die Fensterbretter hingestellt. Vor den Türen stehen Frauen mit brennenden Kienfackeln. Das Brautpaar wird unter dem Baldachin zu dem Synagogenhof geführt. Ihnen folgt ein Zug von Chassidim in schwarzen Pelzmützen, ein Heer von Samthüten, Atlasröcken. Frauen in glänzenden Stirntüchern, mit Brillanten, die wie Sterne funkeln. Weite seidene Kleider rauschen, aus acht Wachssträngen zusammengeflochtene Wachsackeln flackern in ihren Händen. Schwarzer Samt mischt sich

mit dem Weiß der hellen seidenen Kleider wie schwarze Ströme Wasser mit weißem Schnee. In der Mitte unter dem Baldachin schreitet der Wunderrabbi in einem weißen Gewand, und rings um ihn sein schwarzes Gefolge. Die Lowitscher Rabbinerin mit dem breiten Stirnband tanzt vor dem Brautpaar, schüttet Rosinen und Mandeln vor ihm aus. Die Kinder haschen die Rosinen, die nacheinander fallen. Die Synagogendiener jagen die Kinder auseinander und bahnen den Weg. Jetzt sind die Brautleute zu sehen. Mit weißen, feinen Tüchern halten sie das Gesicht verhüllt. Zu beiden Seiten gehen die Eltern. Reb Jecheskil selbst trägt eine elfspitzige Pelzmütze, Schuhe und weiße Strümpfe, gleich dem Vater des Bräutigams. Die Braut führen Mutter und Schwiegermutter an den Armen. Alles verbreitet um sich einen vornehmen Glanz. Und die Geigen spielen, die Chassidim singen, und die Wachskerzen leuchten...

Dem ersten Zug folgt der zweite. Notte führt seine Jente unter dem Baldachin. Allen voran läuft ein Junge, der die mit Bären- und Löwenbildnissen verzierte Synagogenlaterne in der Hand hält, die in verschiedenen Farben leuchtet. Ihm folgt Jeckel mit der großen Pauke und schlägt bum, bum. Ein Junge hat den Strang der Stadtglocke erwischt, die vor der Wache hängt, und bimmelt in einem fort. Die Fuhrleute haben die Laternen von ihren Wagen heruntergenommen und begleiten das Brautpaar mit Peitschengeknall. Rachel Lea, die Tante, hat sich

mit einem Verwandten des Brautpaares an den Händen gefaßt und tanzt vor ihnen. Und die Pauke trommelt, die Jungen pfeifen, machen Schneebälle und bewerfen mit ihnen den Zug. Der Bräutigam führt die Braut. Notte sieht in seiner Sabbatmütze wie ein anständiger Mensch aus, nur seine Augen blinzeln verschmitzt unter dem Baldachin hervor. Jente, die Braut, mit Leales Sabbatkleid angetan, weint laut. Der Stadtrabbiner geht mit den Brauteltern. Die Fuhrleute tragen Zeugröcke, eingefettete Stiefel und schwarze Sabbattuchhüte. Da und dort tritt vor den Zug eine Frau in einem weiten Kleide mit Bändern, mit einer weißen Schleife auf dem Kopf, stemmt die Hände in die Seiten und tanzt, einen sorgenvollen Verwandten umfassend, mit ihm und singt:

Alles, was ich wollte,
Hab' ich nun erreicht,
Auf daß ich lebe
Und meine Feinde platzen!

Nach dem zweiten Paar tritt aus einem Hintergäßchen der dritte Aufzug des Vereins der Psalmenbeter heraus. Der Weg wird durch Trompeten gebahnt. Was ist das? Ist denn Messias in das Städtchen gekommen? Auf Pferden reiten verkleidete Männer; dort ein Türke mit einem um den Kopf gebundenen Betgewand; hier eine Hexe in einem weißen Kleide, mit einem Besen in der Hand. Fabeltiere führen den in einen langen Rock gekleideten Stadt-

ältesten. Glimmende Holzscheite, in Pech getaucht, werden in die Höhe geworfen, es wird mit Schrot und Steinen geknallt, daß der Himmel von dem Lärm sich beinah auftut. Wollen sie denn die Mauern von Jericho erstürmen? Eine Schar von Männern in schwarzen Hüten und Röcken, mit Kindern auf den Armen und Gesang auf den Lippen, tanzen um den blinden Akiwa, der eine Thora in den Armen hält und damit herumhopst. Unsere Thora! Unsere Thora! In seinem Leben hat der Stifter keinen warmen Löffel Suppe gekostet, auf einem Stein hat er geschlafen, von Haus zu Haus gebettelt und Pfennige gesammelt, um in den alten Tagen eine Thora schreiben zu lassen — eine Thora, sein Kind, sein Erbe. Und die Männer hüpfen und singen mit ihm zusammen: „Unsere Thora! Unsere Thora!“ Sie haben die Thora mit Glöcklein behangen, mit einem Hemdchen überzogen, sie mit silbernen Beschlägen verziert. Aron Leib der Schuster hat seinen Rock abgeworfen, hat sich des Feldschers Hütlein aufgesetzt, das mit Federn und sonst noch geschmückt ist, hat die Thora ergriffen, um mit ihr einen Reigen zu tanzen. Der blinde Akiwa klatscht in die Hände: sein Kind, sein Erbe, seine fromme Tat! Er küßt sie. Die Männer mit den Kindern auf den Armen tanzen um die Thora, küssen und drücken sie an sich: Unsere Thora! Unsere Thora! Und die Glöcklein tönen, die Feuer knistern, die Trompeten schallen, die Männer tanzen und springen mit Geschrei und Gesang, und

die Schuljungen machen Kugeln aus Schnee und bombardieren damit die Menge...

Die drei Hochzeitszüge sind auf dem Hof der Synagoge angelangt, der mit einem niedrigen Zaun aus schwarzen, halbverkohlten Brettern umgeben ist. Die Ruinen der Synagoge sind in eine weiße Schneedecke eingehüllt und ragen wie ein mit einem weißen Tuch bedecktes Haupt zum Himmel empor. Der Mond überflutete alles mit seinem Licht.

Hier machen die Aufzüge halt. Und es scheint, als führten die vornehmen Geigen der Chassidim, die Pauke der Fuhrleute und die Trompeten der armen Bürger miteinander Krieg und wollten einander besiegen...

Draußen ist die Welt ringsum weithin in Weiß eingehüllt. Stille und Ruhe herrscht, wie auf einem großen Friedhof. In den Lüften hängt ein weißer Nebel, der Himmel und Erde in eins zusammenwebt. Der Mond spazierte einsam über dieser weißen, stummen Unendlichkeit. Auf dem weißen, mit Schnee bedeckten Hügel liegt noch immer der Friedhof, und seine Grabsteine, die kaum aus der Schneedecke herausragen, werden vom Mondstrahl getroffen. Am Friedhofszaun fließt der dunkle Fluß, von dem die Einwohner des Städtchens glauben, daß er aus dem Stein unseres Lehrers Moses herausfließt, und daß sein Wasser kranken Augen Heilung bringt. Dieser Fluß allein hat sich von der weißen Decke nicht einhüllen lassen. Hier und dort ragen

im Mondschein Schneehaufen ins Wasser hinein und sehen wie seltsame Tiere aus, die auf Eiern brüten... Weit hinter dem Friedhof verliert sich der dunkle Fluß in die Unendlichkeit wie ein schwarzes Band, und man weiß nicht, wo er ein Ende nimmt.

Einsam, mit dem Bündel auf dem Rücken und dem Stock in der Hand, schreitet der Wanderer auf dem Wege daher, der am Friedhof vorbeiführt, zwischen den hohen beschneiten Pappeln, die im Mondlicht wie weiße Kegel aussehen. Hier ist alles ruhig und still, alles führt sein totes Dasein. Alt-Kazmierz vernimmt aus der Ferne das Weinen der Geigen, die abgerissenen Töne der Gesänge und das weite, schallende Echo der Trompeten und der Pauke. Aber hier streiten die Töne nicht mehr miteinander, wollen einander nicht besiegen; leise und ruhig, wie aus einer geheimnisvollen Welt kommend, fließen sie ineinander, klingen zusammen wie eine einzige Melodie des Städtchens....

Und gleich dem dunklen Flusse verlieren sich in der Unendlichkeit Melodie und Wanderer...

2

S. FISCHER, VERLAG, BERLIN

SCHALOM ASCH BILDER AUS DEM GHETTO

Geh. 3 Mark, geb. 4 Mark

Die Bilder aus dem Ghetto von Schalom Asch bringen eine Fülle interessantester Studienblätter; bald Zustandsschildereien tief ernstester, traurigster Art, doch auch einige, beseelt von dem wehmütigen Humor, jenem gutmütigen Lächeln, das als seltsames Ergebnis einer zugleich heroischen und geknechteten Vergangenheit dem Ghettojuden eigen ist. Verglichen mit anderen Ghetto geschichten zeitgenössischer jüdischer Autoren unterscheiden sie sich hauptsächlich von ihnen durch eine vollständige Tendenzfreiheit. . . . Schalom Asch sieht mit hellen klaren Augen; mit einer meisterhaften Objektivität schildert er, seine Hand schuf das frisch Gesehene mit einer durchaus deutsch geschulten Realistik. Hie und da spürt man jedoch, daß der Erzähler dieser künstlerisch so wohltuenden Skizzen einst mitten in jenem Ghetto steckte, das er jetzt so friedlich-objektiv schildert. Und da, wo die traurige Liebe zu all dem Vergangenen durchbricht, wo ein wehmütiges Lächeln und bittere Tränen durchschimmern, da versteht er auch zu packen, zu ergreifen; tiefer, subjektiver, als mit den geschicktesten, objektivsten Zustandsschildereien.

(Neue Badische Landeszeitung, Mannheim)

Schon allein seines kulturellen Wertes zuliebe ist dieses Ghettobuch zu empfehlen.

(Frankfurter Zeitung)

22

University of Toronto Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

388416

Asch, Schalom
Das Städtchen.

LY
A8123s
.G

DATE.

NAME OF BOOK

